



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Ein Nachbarschaftsgarten in Wien  
Ethnographische Annäherung an  
einen öffentlichen Freiraum

Verfasserin

Bettina Kletzer

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 308

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Volkskunde

Betreuerin / Betreuer:

a.o. Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler



# Inhaltsverzeichnis

<b>1. EINLEITUNG</b>	<b>1</b>
<b>2. GEMEINSCHAFTLICH GENUTZTE GÄRTEN</b>	<b>5</b>
2.1. CHARAKTERISTISCHE FORMEN	5
2.2. DER GARTEN ALS FELD ANGEWANDTER WISSENSCHAFT	11
<b>3. DER „NACHBARSCHAFTSGARTEN HEIGERLEIN“</b>	<b>21</b>
3.1. METHODISCHES VORGEHEN	21
3.2. EIN PILOTPROJEKT – ANFÄNGE WIENER GEMEINSCHAFTSGÄRTEN	26
3.3. INTENTIONEN	29
3.4. DIE NUTZERINNEN	31
3.5. ANNÄHERUNG AN DEN RAUM	34
3.5.1. Aufnahme des Geländes	34
3.5.2. Der Gartenzaun als Raumgrenze?	37
3.5.3. Zugangsmöglichkeiten für PassantInnen	41
3.5.4. Begegnungen im und um den Garten	44
3.5.5. Zwischen Privat und Öffentlich	48
3.5.6. Alltägliches Handeln im Gemeinschaftsgarten	51
3.5.7. Raumtheoretische Überlegungen zum „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“	54
<b>4. SCHLUSSBETRACHTUNGEN</b>	<b>61</b>
<b>LITERATURVERZEICHNIS</b>	<b>65</b>
<b>DANKSAGUNG</b>	<b>70</b>
<b>LEBENS LAUF</b>	<b>71</b>
<b>ABSTRACT</b>	<b>72</b>



Abb. 1: „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“

# 1. Einleitung

Spaziert man durch den 16. Bezirk in Wien, zieht an der Heigerleinstraße / Ecke Seeböckgasse unweigerlich ein Stück Grün die Aufmerksamkeit auf sich, das sich auf den ersten Blick von üblichen städtischen Grünflächen unterscheidet. Direkt entlang eines Rad- und Fußweges und in unmittelbarer Nähe der Straße wuchern innerhalb eines abgeäugten Bereichs Tomatenstauden, Kürbisse, Kräuter und etliches mehr. In der Stadt ein ungewohntes Bild, Beet an Beet wird hier Obst und Gemüse angebaut und geerntet. Neben den dicht bepflanzten Parzellen finden sich große, Schatten spendende Bäume, Sitzgelegenheiten und ein Komposthaufen. Eine Informationstafel gibt preis, worum es sich hier handelt. Unter der Überschrift „Lust auf Garten?“ wird Wiens erster Nachbarschaftsgarten vorgestellt, der Platz für gemeinsame Gartenarbeit und gemeinsames Verweilen sein soll:

„Lust auf Ihr eigenes Gemüse im Sommer? Interesse, mit ihren NachbarInnen gemeinsam zu gärtneren? Lust auf einen grünen Platz im Viertel, an dem Sie und Ihre Kinder sich bei Gartenarbeit erholen können? Dieser Freiraum steht Menschen rund um die Heigerleinstraße zur eigenen Gestaltung zur Verfügung. Bauen Sie Ihre eigenen Ideen an!“<sup>1</sup>

Als ich im Februar 2008 an dem Gelände vorbeigehe, weist noch wenig auf das üppige Grün hin, das nur wenige Monate später hier wachsen wird. Lediglich die bereits aufgestellte Informationstafel macht neugierig auf das, was hier kommen soll. Da ich nicht in der Nähe wohne, verschwindet der angekündigte Nachbarschaftsgarten wieder aus meiner Wahrnehmung und aus meinen Gedanken. Erst im Mai desselben Jahres, als ich auf der Suche nach einem geeigneten Thema für die geplante Diplomarbeit bin, kommt er mir wieder in den Sinn. Als ich die Anlage nach drei Monaten erneut besuche, erkenne ich sie beinahe nicht wieder. Die Idee scheint aufgegangen zu sein, aus dem Rasenstreifen wurde ein dicht bepflanzter Garten.

Ist das Projekt für Wien auch neu, die Idee des gemeinsamen Gärtnerns im urbanen Raum ist es nicht. Bereits in den 1970er Jahren entstanden in New York erste Community Gardens. Vermüllte Brachflächen in der Stadt wurden von

---

<sup>1</sup> Siehe Abbildung 2, S. 20.

BewohnerInnen gesäubert und bepflanzt. Die Bewegung fand über die Grenzen Amerikas hinaus Nachahmer, gemeinschaftlich genutzte Gärten existieren weltweit. Je nach Ausgangslage, Standortbedingungen und den Intentionen jener, die die Gärten ins Leben rufen, entstanden und entstehen weiterhin Gemeinschaftsgärten<sup>2</sup>, die sich zu teilweise ganz unterschiedlichen Modellen entwickelten und entwickeln.

Die so ins Leben gerufenen neuen Formen von städtischem Freiraum erfahren aktuell verstärkt Aufmerksamkeit in verschiedenen Disziplinen. Insbesondere zu den US-amerikanischen Community Gardens gibt es eine Reihe von Studien, von denen ich jene von Elisabeth Meyer-Renschhausen hervorheben möchte<sup>3</sup>, die in Form einer Sozialreportage Einblick gibt in Entwicklung und Potentiale von Gemeinschaftsgärten in New York. Im deutschsprachigen Raum werden vor allem die so genannten Interkulturellen Gärten, die speziell auf eine gelingende Integration von Einwanderinnen und Einwanderern abzielen, in wissenschaftlichen Arbeiten thematisiert.<sup>4</sup> Neben der Auswirkung auf Integrationsprozesse wurden Gemeinschaftsgärten auch bereits auf ihre Eigenschaft als Lernorte untersucht<sup>5</sup> sowie der Zusammenhang von Naturzugang und Lebensqualität<sup>6</sup> behandelt. Anknüpfungspunkte ergeben sich auch in Arbeiten zu urbaner Landwirtschaft<sup>7</sup>, Subsistenz und Kleingärten<sup>8</sup>. Marit Rosol greift in einer qualitativen Untersuchung

---

<sup>2</sup> Wenn sich nicht ausdrücklich auf ein spezifisches Projekt bezogen wird, werden im weiteren Verlauf der Arbeit die Begriffe Gemeinschaftsgarten, Nachbarschaftsgarten, gemeinsam oder kollektiv genutzter Garten synonym verwendet. Damit nicht gemeint sind Kleingartenanlagen bzw. Schrebergärten.

<sup>3</sup> Elisabeth Meyer-Renschhausen: *Unter dem Müll der Acker. Community Gardens in New York City* (= Konzepte / Materialien, Bd. 2). Königstein/Taunus 2004.

<sup>4</sup> Vgl. etwa Christa Müller: *Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse*. München 2002.

<sup>5</sup> Vgl. etwa Nadja Madlener: *Grüne Lernorte – Gemeinschaftsgärten in Berlin*. Diss., Univ. Wien 2008.

<sup>6</sup> Vgl. Ursula Taborsky: *Naturzugang als Teil des Guten Lebens. Die Bedeutung interkultureller Gärten in der Gegenwart*. Frankfurt 2008.

<sup>7</sup> Vgl. etwa Elisabeth Meyer-Renschhausen und Anne Holl (Hg.): *Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung*. Innsbruck 2000 sowie auch Elisabeth Meyer-Renschhausen (Hg.): *Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit* (= Frauen, Gesellschaft, Kritik, Bd. 35). Herbolzheim 2002.

<sup>8</sup> Zu Klein- und Schrebergärten existieren auch einschlägige volkscundliche Untersuchungen. Etwa: Franz, Schmidt: *Der Schrebergarten als kultureller Faktor. Ein Überblick über das Kleingartenwesen von seinen Anfängen bis in die heutige Zeit unter besonderer Berücksichtigung des Raumes Wien*. Diss., Univ. Wien 1976.

von Berliner Gemeinschaftsgärten insbesondere die Thematik des bürgerschaftlichen Engagements auf.<sup>9</sup>

Im Zentrum der vorliegenden Arbeit steht der „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ – Wiens in dieser Form erster Gemeinschaftsgarten. Um aufzuzeigen, wie spezifische Voraussetzungen zu dem schließlich realisierten Garten geführt haben, werden zunächst die Entstehungsbedingungen und die Ausgangslage des Projekts skizziert. Anhand einer ethnographischen Beschreibung des Raumes, mittels einer Kombination von Beobachtung und Gesprächen mit NutzerInnen des Gartens soll dem Alltag in dieser gemeinsam genutzten Anlage nachgespürt werden. Aspekte der Rauman eignung und –nutzung finden dabei ebenso Eingang in die Untersuchung wie Fragen nach Abgrenzung, Kommunikation und sozialer Interaktion – sowohl innerhalb des Gartenzaunes als auch darüber hinaus. Um die wechselseitige Wirkung von räumlichen Strukturen des Nachbarschaftsgartens und dem Handeln der hier Agierenden zu verdeutlichen, werden schließlich die Ergebnisse aus den Beobachtungen und Gesprächen mit raumtheoretischen Überlegungen verknüpft. Damit der untersuchte Nachbarschaftsgarten in den Kontext gemeinschaftlich genutzter Gärten eingeordnet werden kann, werden zunächst ein Überblick über charakteristische Formen solcher Gärten sowie ein Ausschnitt des dazu geführten wissenschaftlichen Diskurses gegeben.

---

<sup>9</sup> Marit Rosol: Gemeinschaftsgärten in Berlin. Eine qualitative Untersuchung zu Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem Hintergrund des Wandels von Staat und Planung. Diss., Univ. Berlin 2006.



## 2. Gemeinschaftlich genutzte Gärten

Gemeinschaftsgärten, Community Gardens, Interkulturelle Gärten, Nachbarschaftsgärten – so viele verschiedene Bezeichnungen es für gemeinschaftlich genutzte Gartenanlagen gibt, so breit gestreut sind die Disziplinen, deren VertreterInnen sich mit ihnen befassen. Auch der von mir untersuchte Garten in Wien, der schließlich noch gar nicht lange besteht, zieht bereits das Interesse von WissenschaftlerInnen verschiedener Fachrichtungen auf sich. So wählten ein Student der Landschaftsplanung, ein Gartentherapeut und eine Studentin der Fachhochschule für Sozialarbeit kurze Zeit vor beziehungsweise nach mir den „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ als Untersuchungsfeld aus. Das sich in diesem kleinen Rahmen bereits sehr vielfältig präsentierende Bild der Zugangsweisen zeigt sich auch im etwas größeren Rahmen. Auf der Suche nach einschlägiger Literatur zum Thema gemeinschaftlich genutzter Gärten stößt man auf Beiträge aus der Soziologie ebenso wie aus der Erziehungswissenschaft, der Landschaftsplanung oder der Philosophie.

Im folgenden Teil der Arbeit wird ein Einblick gegeben in diese interdisziplinär stattfindende Behandlung der Thematik. Dem voran geht eine Beschreibung charakteristischer Formen von kollektiv bewirtschafteten und genutzten Gärten. Eine zumindest überblicksartige Kenntnis darüber betrachte ich als Voraussetzung zum Verständnis des dazu geführten Diskurses. Weiters scheint es mir wichtig, die bestehenden Unterschiede der an verschiedenen Orten, zu unterschiedlichen Zeitpunkten und aus variierenden Beweggründen entstandenen Gemeinschaftsgärten herauszuarbeiten, um den in Kapitel 3 ausführlich behandelten Wiener Nachbarschaftsgarten verorten zu können.

### 2.1. Charakteristische Formen

Bei den vorgestellten Garten-Formen steht nicht der Mangel an lebensnotwendigen Nahrungsmitteln im Vordergrund, sondern – wenn auch nicht ausschließlich – die

soziale Bedeutung der kollektiven Freiraumverwendung und –gestaltung.<sup>10</sup> Ihnen gemeinsam ist das Verfügen über eine wörtlich *gemeinsam* zu nutzende Fläche in städtischem Umfeld. Die Gärten bestehen dabei zum einen aus Beeten, die Einzelpersonen, Familien oder Institutionen zugewiesen sind und von diesen bearbeitet werden. Zum anderen wird stets einem weiteren Bereich Platz eingeräumt, der als Treffpunkt, Aufenthalts- oder Rückzugsort dienen soll und ebenso – wenn auch eingeschränkt – Personen offen steht, die keines der Beete bewirtschaften. Im Folgenden soll ein Einblick gegeben werden, wie sich trotz dieser Berührungspunkte differente Formen von Gemeinschaftsgärten entwickelten.

### *Community Gardens in New York*

Gemeinschaftsgärten, die in Krisenzeiten zur Versorgung mit Nahrungsmittel angelegt wurden, existierten auch in Amerika bereits Ende des 19. Jahrhunderts.<sup>11</sup> Erste Community Gardens, bei denen der Aspekt der Verschönerung und Verbesserung der Nachbarschaft im Vordergrund steht, entstanden Anfang der 1970er Jahre. BewohnerInnen verarmter Stadtteile New Yorks ergriffen die Initiative und begannen brachliegende Grundstücke zwischen Hochhäusern von Müll zu befreien und zu begrünen. Auf den vormals heruntergekommenen, oft als Drogenumschlag- und Schuttablagerplätze missbrauchten Flächen wurden Gemüse, Blumen und Bäume gepflanzt. Vor allem in den ärmsten Vierteln fanden die ersten Community Gardeners rasch Nachahmer und es entstand eine breite Bewegung, deren Bedeutung speziell für die AnwohnerInnen jener sozial schwächsten Gebiete als besonders groß betrachtet wird.<sup>12</sup> In Community Gardens, die sich in benachteiligten Stadtteilen befinden, steigt ihre Bedeutung als Möglichkeit der Selbstversorgung. Auch wenn der ökonomische Nutzen der einzelnen Gärten kaum genau zu berechnen ist, spielt hier der Aspekt der Ernährung eine zentrale Rolle. In vielen New Yorker Gemeinschaftsgärten werden

---

<sup>10</sup> Gemeinschaftlich genutzte Gärten, die in Krisenzeiten zur Versorgung mit Nahrungsmittel angelegt wurden und die beispielsweise auch in Wien existierten, werden in der vorliegenden Arbeit nicht behandelt.

<sup>11</sup> Vgl. Michela Pasquali: *Loisaida. NYC community gardens*. Mailand 2006, S. 11.

<sup>12</sup> Vgl. Irmtraud Grünsteidl: *Community Gardens. Grüne Oasen in den Ghettos von New York*. In: Elisabeth Meyer-Renschhausen und Anne Holl (Hg.): *Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung*. Innsbruck 2000, S. 125-138, hier S. 131 und S. 133.

Nutzpflanzen zum täglichen Verzehr, oder um sie auf lokalen Gemüsemärkten zu verkaufen, angebaut. Einige Gartengemeinschaften beteiligen sich auch an Essensverteilaktionen oder Suppenküchen für Bedürftige. Menschen mit geringem Einkommen oder nur mangelhaft versorgte SozialhilfeempfängerInnen sind zum Teil existenziell auf diese Form der Versorgung angewiesen.<sup>13</sup>

Koordiniert wird die Bewegung der Community Gardens durch zahlreiche NGOs oder Bürgerinitiativen, von denen die älteste 1973 in New York gegründet wurde und die bis heute unter dem Namen „Green Guerillas“ mittels großteils ehrenamtlichem Engagement die Gemeinschaftsgärten sowohl mit Spenden als auch bei der Koordination untereinander unterstützt. Die Verbindung zwischen Stadtverwaltung und Community Gardens stellt in New York das Programm „Green Thumb“ dar, das seit 1995 der für Parks und Erholung zuständigen Behörde angegliedert ist. Es stellt Baumaterial, Erde und Pflanzen zur Verfügung und vermittelt zwischen Behörden und den Nutzern der Community Gardens.<sup>14</sup> Die Gärten selbst unterscheiden sich voneinander je nach der spezifischen örtlichen Situation sowie der Zusammensetzung der GärtnerInnen. Die NutzerInnen sind hinsichtlich Alter, Ethnizität und Geschlecht durchmisch, wobei etwa 50 Prozent von ihnen schwarzer Hautfarbe sind und 45 Prozent Hispanics. Die Grundstücke sind allesamt von einem hohen Zaun umgeben, um erneutes Abladen von Müll oder Handeln mit Drogen zu verhindern und das Sicherheitsgefühl der GartenbesucherInnen zu steigern. Zu bestimmten Zeiten ist das Gelände für die Öffentlichkeit zugänglich, jeder der am Garten aktiv Beteiligten verfügt überdies über einen Schlüssel. Neben einzelnen Beeten, die von Familien oder Einzelpersonen bewirtschaftet werden, befindet sich im Garten auch eine Zone für gemeinschaftliche Aktivitäten, wie eine Sitzecke oder ein Kinderspielbereich.<sup>15</sup> In vielen der mittlerweile mehr als 800 New Yorker Community Gardens verschwindet die Aufteilung der Grundstücke in Einzelbeete zugunsten offener Arrangements von Pflanzen, an denen sich sämtliche GärtnerInnen gleichermaßen beteiligen können.<sup>16</sup>

---

<sup>13</sup> Vgl. Meyer-Renschhausen 2004 (wie Anm. 3), S. 154-155.

<sup>14</sup> Vgl. ebd., S. 19.

<sup>15</sup> Vgl. Grünsteidl 2000 (wie Anm. 12), hier S.126-138.

<sup>16</sup> Vgl. Pasquali 2006 (wie Anm. 11), S. 66.

Trotz des Erfolges und der großen Akzeptanz der städtischen Gemeinschaftsgärten wurden seit den 1990er Jahren zahlreiche Community Gardens in nordamerikanischen Städten zugunsten von Wohnungs-Neubauten oder aufgrund von Grundstücksspekulationen aufgelöst. Edie Stone, Direktorin von „Green Thumb“, beschreibt die ständig nachlassende Unterstützung von Seiten der Stadt New York trotz laufender Protestaktionen und Demonstrationen von GemeinschaftsgärtnerInnen und ihren SympathisantInnen. Durch eine Vereinbarung mit gemeinnützigen Gesellschaften konnte schließlich eine große Zahl von Garten-Grundstücken erhalten werden, die Situation von vielen weiteren Community Gardens bleibt unsicher.<sup>17</sup>

### *City Farmen in Großbritannien*

Die Idee der US-amerikanischen Community Gardens wurde auch in Großbritannien aufgegriffen und umgesetzt. Eine größere Bedeutung erlangte hier allerdings die City Farm-Bewegung. Sie setzte 1972 ein, als AktivistInnen ein brachliegendes Bahngelände in einem dicht bebauten Stadtteil Londons besetzten. Ziel war es, einen Raum zu schaffen, der von der Nachbarschaft zu Erholungs- und Bildungszwecken genutzt werden konnte. Die InitiatorInnen der britischen City Farmen griffen dabei auf die Idee der pädagogisch orientierten, städtischen „Jugend- und Familienbauernhöfe“ aus Skandinavien zurück und erweiterten diese um den Aspekt der nachbarschaftlichen Selbsthilfe in unterprivilegierten Stadtteilen.<sup>18</sup> Wie in den US-amerikanischen Community Gardens wird auch bei den City Farmen auf eine Verbesserung der Lebensqualität und eine Förderung des nachbarschaftlichen Kontakts gezielt. Ein Spezifikum liegt in der gezielten Vermittlung landwirtschaftlicher und ökologischer Zusammenhänge. Die City Farmen sollen als Orte der Erholung, des Kinderspiels, der Landwirtschafts- und Umwelterziehung

---

<sup>17</sup> Vgl. Edie Stone: Community Gardening in New York wird zur politischen Bewegung. In: Elisabeth Meyer-Renschhausen (Hg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit (= Frauen, Gesellschaft, Kritik, Bd. 35). Herbolzheim 2002, S. 159-177.

<sup>18</sup> Vgl. Ingo Österreicher: City Farmen und Community Gardens. Freiraumplanerische Annäherung an ein britisches Phänomen gemeinschaftsorientierter Freiraumaneignung und -nutzung. Dipl. Arb., Univ. für Bodenkultur Wien 2000, S. 163.

dienen, sowie als Nachbarschaftszentren und Selbsthilferessource breit gefächerten Nutzungsansprüchen genügen.<sup>19</sup>

Die NutzerInnen setzen sich zusammen aus Schulklassen, BewohnerInnen von Behinderten- oder Altenheimen, interessierten Einzelpersonen und Familien aus der Nachbarschaft. Charakteristisch für die britischen City Farmen ist die Haltung von Nutztieren wie Schafe, Kühe, Hühner etc. und vergleichsweise kleinflächigen Gartenbereichen, die nur in einigen Fällen in Miet-Parzellen aufgeteilt sind, meist jedoch als Schaugarten angelegt sind. Wie bei der Tierhaltung steht eine Vermittlung der Nahrungsmittelherkunft im Vordergrund. Neben dem Augenmerk auf die Vermittlung landwirtschaftlichen und umwelterzieherischen Wissens steht der soziale Aspekt der Gemeinschaftsfarmen im Vordergrund. Sie sollen das Potential der Nachbarschaft fördern, Freiräume zur gemeinsamen Nutzung zur Verfügung stellen und soziale Interaktion und Kommunikation ermöglichen.<sup>20</sup>

Auch wenn das Beispiel der britischen City Farmen ein wenig aus dem Rahmen der anderen gemeinschaftlich genutzten Gärten fällt, lohnt sich ihre Erwähnung. Sie stellen eine *Anders-Entwicklung* der US-amerikanischen Community Gardens sowie der stark pädagogisch ausgerichteten Jugend- und Familienbauernhöfe dar und verdeutlichen so, wie unterschiedliche Schwerpunkt- und Zielsetzungen aus derselben Idee grundverschiedene Projekte hervorbringen, die dennoch unter dem Begriff der Gemeinschaftsgärten subsummiert werden können.

### *Interkulturelle Gärten in Deutschland*

Eine spezielle Form gemeinschaftlich genutzter Gärten stellen Interkulturelle Gärten dar. Sie richten sich in erster Linie an MigrantInnen und sollen einen Ort schaffen, in denen interkultureller Austausch und Begegnung ermöglicht sowie die Integration von Einwanderinnen und Einwanderern gefördert werden soll. Der erste jener Gärten entstand 1996 in Göttingen auf Initiative bosnischer Flüchtlingsfrauen, die angaben, im Exil insbesondere ihre Gärten zu vermissen. Inzwischen bestehen mehr als 100

---

<sup>19</sup> Vgl. Ingo Österreicher 2000 (wie Anm. 18), S. 164–165.

<sup>20</sup> Vgl. ebd., S. 166 und S. 177-178.

solcher Gartenprojekte in Deutschland, für die im Laufe ihres Bestehens gemeinsam mit den im Garten Beteiligten das Konzept der Interkulturellen Gärten entwickelt wurde,<sup>21</sup> und die durch die „Stiftung Interkultur“ vernetzt sind.

Ebenso wie die amerikanischen Community Gardens unterscheiden sich die einzelnen interkulturellen Gartenanlagen je nach den Rahmenbedingungen vor Ort, den Interessenslagen der GärtnerInnen und den finanziellen Möglichkeiten. Sie alle bestehen jedoch aus Parzellen, die von Einzelpersonen oder Familien bewirtschaftet werden, sowie aus Bereichen zur gemeinschaftlichen Nutzung. Eine Besonderheit der Interkulturellen Gärten stellt die empfohlene Anwendung eines „Nationalitätenschlüssels“ dar, mit dem eine ausgewogene Zusammensetzung der GartennutzerInnen hinsichtlich ihrer Herkunft sichergestellt werden soll.<sup>22</sup> Einen hohen Stellenwert wird in den Interkulturellen Gärten auch Aktivitäten abseits der Gartenarbeit zugeschrieben, wie verschiedene Angebote zur Freizeitgestaltung für Kinder, Alphabetisierungskurse oder Sprachkurse. Mit der „Stiftung Interkultur“ erfahren die Interkulturellen Gärten auch eine wissenschaftliche Begleitung in Form von Dokumentation und Evaluation der Projekte sowie im Zuge von organisierten Tagungen und Veröffentlichungen zum Thema Integration.<sup>23</sup>

Der formulierte Zweck der Interkulturellen Gärten liegt in der Förderung der Integration von Einwanderinnen und Einwanderern in der Gesellschaft. Ziel ist es, durch die gemeinsame Arbeit im Garten soziale Bindungen und Zugehörigkeiten wiederherzustellen, insbesondere von Menschen, die durch Flucht eben jene Netzwerke verloren haben.<sup>24</sup>

Die Zusammenschau der gemeinschaftlich genutzten Gartenanlagen erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, sie soll einen Überblick geben über meines Erachtens charakteristische Projekte. Tatsächlich ist die Bandbreite existierender Gemeinschaftsgärten noch weit umfangreicher. Exemplarisch seien etwa die Jardins

---

<sup>21</sup> Vgl. Müller 2002 (wie Anm. 4), S. 9 und S. 16.

<sup>22</sup> Vgl. ebd. S. 146-149.

<sup>23</sup> Vgl. <http://www.stiftung-interkultur.de/aufzie.htm> (Zugriff am 20.11.2008).

<sup>24</sup> Vgl. <http://www.stiftung-interkultur.de/aufpro.htm> (Zugriff am 20.11.2008).

partagés in Paris<sup>25</sup> genannt. Auch existieren in Deutschland nicht nur Interkulturelle Gärten, sondern auch anders realisierte Formen von gemeinschaftlich genutzten Gärten. Mit der Auswahl wurde versucht, die vielfältigen Umsetzungsmöglichkeiten der Idee der Gemeinschaftsgärten aufzuzeigen und zu verdeutlichen, wie groß der Einfluss von Standortgegebenheiten, Motivationen der BetreiberInnen und anderen sich unterscheidenden Voraussetzungen für die verwirklichten Projekte ist.

## 2.2. Der Garten als Feld angewandter Wissenschaft

Im Folgenden soll ein Einblick gegeben werden in die interdisziplinär stattfindende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Thematik gemeinschaftlich genutzter Gärten. Es handelt sich dabei nicht um einen Forschungsbericht im genauen Wortsinn, es deutet vielmehr ein Diskursfeld angewandter Wissenschaft an. Ich beschränke mich dabei auf eine Auswahl von Literatur, die vor allem Community Gardens beziehungsweise Interkulturelle Gärten behandeln. Die Texte wurden dafür nach den Verfasserinnen ausgewählt, die zum Teil aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen kommen, jedoch alle – in unterschiedlichem Ausmaß – auch aktiv an Gemeinschaftsgarten-Projekten beteiligt und engagiert waren oder sind. Christa Müller – Soziologin und Politikwissenschaftlerin – ist Geschäftsführerin der Stiftung Interkultur und seit 1999 in Aktivitäten der Interkulturellen Gärten involviert. Karin Werner ist ebenfalls Soziologin und wissenschaftliche Beraterin der Stiftung Interkultur.<sup>26</sup> Elisabeth Meyer-Renschhausen studierte Soziologie, Politologie und Geographie, arbeitet unter anderem an einer Soziologie der Selbsthilfe- und Subsistenzwirtschaft und ist Mitglied der „Arbeitsgruppe Kleinstlandwirtschaft und Gärten in Stadt und Land“.<sup>27</sup> Edie Stone studierte Ökologie und ist heute Direktorin von „Green Thumb“, dem *community gardening program* der New Yorker Freiraumverwaltung.<sup>28</sup> Aus der Disziplin der Nordamerikanistik kommt Irmtraud

---

<sup>25</sup> Vgl. [http://www.paris.fr/portail/Parcs/Portal.lut?page\\_id=8340](http://www.paris.fr/portail/Parcs/Portal.lut?page_id=8340) (Zugriff am 10.11.2008).

<sup>26</sup> Vgl. <http://www.stiftung-interkultur.de/kontea.htm> (Zugriff am 12.11.2008).

<sup>27</sup> Vgl. [http://web.fu-berlin.de/gpo/e\\_meyer\\_renschhausen.htm](http://web.fu-berlin.de/gpo/e_meyer_renschhausen.htm) (Zugriff am 12.11.2008).

<sup>28</sup> Vgl. Elisabeth Meyer-Renschhausen (Hg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit (=Frauen, Gesellschaft, Kritik, Bd. 35). Herbolzheim 2002, S. 323.

Grünsteidl, die bei einer Stadtentwicklungsgesellschaft beschäftigt ist und gemeinsam mit AnwohnerInnen das Projekt „Garten für die Marie“ im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg plante.<sup>29</sup> In ihrer Tätigkeit als Wissenschaftlerinnen befassen sie sich also nicht nur theoretisch mit der Thematik, sondern verwirklichen ihre Erkenntnisse so auch in Form angewandter Wissenschaft. Damit ist ein Diskursfeld angedeutet, dem auch eine für den zweiten Teil meiner Arbeit wichtige Person zuzurechnen ist: Nadja Madlener nähert sich dem Thema der gemeinschaftlich genutzten Gärten von Seiten der Pädagogik und fragt in ihrer Dissertation zunächst nach Beweggründen der GärtnerInnen, sich an einem solchen Projekt zu beteiligen. Weiters stellt sie Gemeinschaftsgärten als „neue, informelle Lernorte und Handlungsräume vor[...], die einen Ort für pädagogische Arbeitsfelder darstellen können“.<sup>30</sup> Noch während sie an ihrer Dissertation arbeitete, begann sie mit anderen Interessierten die ersten Weichen für einen Nachbarschaftsgarten in Wien zu legen, an dem sie bis jetzt aktiv beteiligt ist.<sup>31</sup> Sie bewegt sich damit zum einen als Wissenschaftlerin in dem oben angesprochenen Diskursfeld, zum anderen übernimmt sie als Ansprechperson im Zuge meiner empirischen Arbeit eine wichtige Gatekeeper-Funktion.

Auch wenn bei dieser Herangehensweise der Blick auf einen bestimmten Ausschnitt des wissenschaftlichen Diskurses gelegt wird, lassen sich dennoch Argumentationslinien und unterschiedlich starke Gewichtungen einzelner Aspekte erkennen. Es werden nun zum einen Punkte herausgearbeitet, die in der wissenschaftlichen Beschreibung von gemeinsam genutzten Gärten im Allgemeinen hervorgehoben werden, zum anderen wird auf Aspekte einzugehen sein, die jeweils charakteristisch sind für spezifische Gemeinschaftsgarten-Formen.

### *Der Gemeinschaftsgarten als Gegenpol zu seinem Umfeld*

Zentrales Thema in wissenschaftlichen Abhandlungen zu US-amerikanischen Community Gardens ist wiederholt der mit dem Gemeinschaftsgarten gesetzte Kontrapunkt zu einem als unwirtlich und zum Teil auch gefährlich beschriebenen

---

<sup>29</sup> Vgl. <http://userpage.fu-berlin.de/~garten/Arbeitsgruppe.html> (Zugriff am 12.11.2008).

<sup>30</sup> Madlener 2008 (wie Anm. 5), S. 3.

<sup>31</sup> Ausführlicher zur Entstehung des „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ in Kapitel 3.2.

Umfeld des Gartens: „Der innere wie der äußere Verfall überwiegen. Kein Wunder, dass in einer solchen Umgebung, die von Armut, Gewalt, Drogen, Angst und Trostlosigkeit gekennzeichnet ist, die Community Gardens grüne Oasen, im wirklichen wie im übertragenen Sinn, sind.“<sup>32</sup> Diese Entgegensetzung des Gartens zu seinem Umfeld hängt mit den Entstehungshintergründen der ersten Community Gardens zusammen, die aus dem Impuls heraus entstanden, die Nachbarschaft zu verschönern<sup>33</sup> und „dem ständig fortschreitenden Verfall ihrer Nachbarschaft etwas entgegen[zu]setzen“<sup>34</sup>. Das Engagement für einen Community Garden wird als Signal, dass sich jemand um das vernachlässigte Grundstück kümmert, beschrieben, was direkte Auswirkungen auf das Bewusstsein der Nachbarn sowie auf die Umgebung selbst habe. So ziehen Community Gardens häufig auch andere Aktionen zur Verschönerung der Umgebung nach sich und sollen so die Identifikation der BewohnerInnen mit dem Viertel fördern<sup>35</sup>: „Im Gegensatz zu früher achtet man viel mehr auf das was in der Straße vor sich geht. Eine positive Form sozialer Kontrolle ist zurückgekehrt.“<sup>36</sup> Hohe Kriminalitätsraten und stark vernachlässigte Stadtteile sind wohl ausschlaggebend für den hohen Stellenwert, der Community Gardens als Kontrapunkt und als „Augenweide [...] zwischen dem allgegenwärtigen Verfall“<sup>37</sup> zugeschrieben wird. Nicht zuletzt aufgrund der hohen Zäune, die sie umgeben, gelten sie auch als sichere Orte, vor allem für ältere Menschen und Kinder.<sup>38</sup>

Die Bezeichnung des geschützten Raumes wird im Zusammenhang mit Gemeinschaftsgärten auch noch in einem anderen Sinne verwendet: „Die Gärten garantieren ein selbstverständliches und entspanntes Hiersein; alle Beteiligten dürfen sich hier niederlassen. Dieser Ort gehört ihnen.“<sup>39</sup> Der Gemeinschaftsgarten wird als halb-öffentlicher Raum beschrieben, in dem Übergriffe und Diskriminierungen im Gegensatz zu seinem Umfeld ausgeschlossen sind. Mit dem Erwerb neuer Fähigkeiten

---

<sup>32</sup> Grünsteidl 2000 (wie Anm. 12), S. 131.

<sup>33</sup> Vgl. Meyer-Renschhausen 2004 (wie Anm. 3), S. 16.

<sup>34</sup> Grünsteidl 2000 (wie Anm. 12), S. 125.

<sup>35</sup> Vgl. ebd., S. 135-136.

<sup>36</sup> Ebd., S. 136.

<sup>37</sup> Ebd., S. 135.

<sup>38</sup> Vgl. ebd., S. 133.

<sup>39</sup> Karin Werner: Interkulturelle Gärten als Sozialräume der Mikro-Integration (= Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit, Bd. 6). München 2008. Hier zitiert nach [http://www.stiftung-interkultur.de/werner\\_mikro.pdf](http://www.stiftung-interkultur.de/werner_mikro.pdf) (Zugriff am 16.11.2008), S. 2.

im Garten und der Erfahrung etwas im eigenen Umfeld verändern zu können – indem etwa eine Brachfläche in einen Community Garden umgewandelt wird – gehe eine Steigerung des Selbstbewusstseins einher sowie eine Öffnung neuer Perspektiven.<sup>40</sup> Ausgehend von diesem geschützten Raum als Basis soll es insbesondere MigrantInnen oder anderweitig marginalisierten Bevölkerungsgruppen möglich sein, sich „in konzentrischen Kreisen immer weiter hinauswagen zu können“<sup>41</sup> und sich in die (Aufnahme-)Gesellschaft zu integrieren.

### *Das integrationsfördernde Moment der Gemeinschaftsgärten*

Die damit bereits angesprochene Integration von Einwanderinnen und Einwanderern ist eines der zentralen Ziele vor allem der Interkulturellen Gärten und auch in deren wissenschaftlichen Bearbeitung sehr stark präsent. Aufgebaut wird dabei auf ein Verständnis von Integration als Prozess von Austausch und Gegenseitigkeit.<sup>42</sup> Die Interkulturellen Gärten werden in diesem Zusammenhang als transnationale und transkulturelle Räume beschrieben, von denen „Impulse für zukünftige Formen der Neuverwurzelung von Migrantinnen und Migranten“<sup>43</sup> ausgehen und in denen Integration auf praktischer Ebene erfahrbar wird.<sup>44</sup> Zentral in der Argumentation ist hierbei stets das Aufrechterhalten einer biografischen Kontinuität, indem den MigrantInnen im Rückgriff auf ihr Erfahrungswissen und ihre (sozialen) Kompetenzen in den Gemeinschaftsgärten Handeln ermöglicht werden soll. „In diesem Sinne ergänzen die Interkulturellen Gärten den Set an sozialen Sphären, in denen ImmigrantInnen sich alltäglich aufhalten. Eine Besonderheit dieses Raumes ist, dass er den Beteiligten Möglichkeiten eröffnet, das biografische ‚Hier‘ und ‚Dort‘ bzw. ihre

---

<sup>40</sup> Vgl. Grünsteidl 2000 (wie Anm. 12), S. 134.

<sup>41</sup> Werner 2008 (wie Anm. 39), S. 2.

<sup>42</sup> Vgl. Müller 2002 (wie Anm. 4), S. 9.

<sup>43</sup> Christa Müller: Interkulturelle Grenzöffnungen, Geschlechterverhältnisse und Eigenversorgungsstrategien: Zur Entfaltung zukunftsfähiger Lebensstile in den Internationalen Gärten Göttingen. In: Andreas Nebelung u.a. (Hg.): Geschlechterverhältnisse – Naturverhältnisse. Feministische Auseinandersetzungen und Perspektiven der Umweltsoziologie. Opladen 2001, S. 183-196. Hier zitiert nach: [http://www.stiftung-interkultur.de/ik\\_grenzoeffnungen.pdf](http://www.stiftung-interkultur.de/ik_grenzoeffnungen.pdf) (Zugriff am 16.11.2008), S. 1.

<sup>44</sup> Vgl. Müller 2002 (wie Anm. 4), S. 9 sowie Werner 2008 (wie Anm. 39), S. 1.

Vergangenheit und ihre Gegenwart miteinander zu verbinden.“<sup>45</sup> Die Gemeinschaftsgärten sollen Raum bieten, sich gemeinsam mit anderen GartennutzerInnen Neues anzueignen, ohne dabei ihre unterschiedlichen Identitäten aufgeben zu müssen.<sup>46</sup> „Anknüpfen an den Agraralltag der Herkunftskulturen, das heißt auch eine Verbindung herstellen zwischen den verlassenen und den neuen Orten. [...] Wie die Pflanzen, so verwurzeln sich auch die Menschen nach und nach in den Gärten, in Göttingen, in Deutschland.“<sup>47</sup> Mit diesem Zitat wird nochmals deutlich, was bereits weiter oben angeführt ist: Ausgehend von der Basis eines Gemeinschaftsgartens soll ermöglicht werden, sich schrittweise nach Außen zu bewegen. Im Zurückgreifen auf den oft agrarischen Alltag in der Vergangenheit vieler MigrantInnen soll biographische Kontinuität gewährleistet werden. Wenn auch nicht so ausführlich, wird auch in Abhandlungen zu Community Gardens auf diese Bedeutung verwiesen, wenn etwa insbesondere für Einwanderinnen und Einwanderer mit agrarischen Erfahrungen der Gemeinschaftsgarten als ein „Stück Heimat“<sup>48</sup> beschrieben wird.

### *Naturkontakt durch Gärtnern in der Stadt*

Community Gardens auch als „grüne Oasen“ bezeichnend, konstatiert Irmtraud Grünsteidl für die Gemeinschaftsgärten in New York weiters die engste Verbindung mit Natur, die manche StadtbewohnerInnen kennen und beschreibt sie in diesem Zusammenhang als „Balsam für die Seele“<sup>49</sup>. Auch die Interkulturellen Gärten werden als eine neue Form des Naturkontakts für die Stadtbevölkerung beschrieben.<sup>50</sup> Dem städtischen Raum wird der Naturraum Garten entgegengesetzt: „[...] sie [die Gemeinschaftsgärten] bilden ein wohltuendes und nährendes Gegengewicht zu

---

<sup>45</sup> Werner 2008 (wie Anm. 39), S. 2.

<sup>46</sup> Vgl. Christa Müller: Interkulturelle Gärten – Urbane Orte der Subsistenzproduktion und der Vielfalt. In: Deutsche Zeitschrift für Kommunikationswissenschaften, Bd. 1, 2007, S. 55-67. Hier zitiert nach: <http://www.stiftung-interkultur.de/mueller.urbanesubsistenz.pdf> (Zugriff am 16.8.2008), S. 6.

<sup>47</sup> Müller 2001 (wie Anm. 43), S. 3.

<sup>48</sup> Vgl. Grünsteidl 2000 (wie Anm. 12), S. 133.

<sup>49</sup> Ebd., S. 132.

<sup>50</sup> Vgl. Christa Müller: Zur Bedeutung von Interkulturellen Gärten für eine nachhaltige Stadtentwicklung. Vortrag auf der internationalen Tagung „Gärten als Alltagskultur“ am 23. Mai 2008, Universität Kassel. Hier zitiert nach: [http://www.stiftung-interkultur.de/mueller\\_nachhaltigkeit.pdf](http://www.stiftung-interkultur.de/mueller_nachhaltigkeit.pdf) (Zugriff am 16. November 2008), S. 7.

rationalistischen modernen Mythen wie die Subjekt-Objekt-Unterscheidung und die Vorstellung der totalen technischen Steuerbarkeit des Weltgeschehens durch wissenschaftlich-technische Interventionen“<sup>51</sup>. Im Tonfall esoterischer Texte werden die Gärten als Orte „zyklischen Werdens und Vergehens“<sup>52</sup> beschrieben, die als therapeutische Räume einen Beitrag zur inneren Balance liefern können: „Mit dem Unterpflügen der abgestorbenen Pflanzen ergibt sich jedes Jahr wieder die Chance, Altes loszulassen und sich neu auf den Boden der Tatsachen des eigenen Lebens zu stellen.“<sup>53</sup> Dem Vorwurf des „romantischen Kitsches“, so Müller in ihrem Text, wird dabei vorsorglich entgegnet, indem etwa auf Untersuchungen der Harvard-Universität verwiesen wird, denen zufolge unter anderem aufgrund zunehmender Entfremdung von der Natur im Jahr 2020 Depressionen die weltweit zweithäufigsten Gesundheitsstörungen sein werden. Neben den positiven Auswirkungen des Natur-Zugangs auf StadtbewohnerInnen wird den Gemeinschaftsgärten auch eine wichtige Rolle für die Stadtökologie zugeschrieben. Als „grüne Inseln“ verbessern sie das städtische Mikroklima und tragen so zu einer nachhaltigen Stadtentwicklung bei.<sup>54</sup>

### *Gemeinschaftsgärtner als Selbstversorger*

Auch wenn bei den hier bearbeiteten gemeinsam genutzten Gärten die sozialen Aspekte im Vordergrund stehen, wird ebenso deren Versorgungs-Funktion in unterschiedlichem Ausmaß thematisiert. Die Gewichtung ist auch hier stark abhängig von den Gartenprojekten, die jeweils behandelt werden. Auch wenn einerseits die soziale Bedeutung der Community Gardens in den Vordergrund gestellt wird<sup>55</sup>, spielt vor allem in sehr benachteiligten Stadtteilen die Versorgung mit Nahrungsmittel, zu der die Gärten hier maßgeblich beitragen, die zentrale Rolle<sup>56</sup>. Wogegen sich allerdings ForscherInnen und OrganisatorInnen von Gemeinschaftsgärten wehren, ist, die Projekte als Ersatz für eine soziale Grundsicherung zu verstehen.<sup>57</sup> Neben der

---

<sup>51</sup> Werner 2008 (wie Anm. 39), S. 3.

<sup>52</sup> Ebd., S. 2.

<sup>53</sup> Ebd., S. 3.

<sup>54</sup> Vgl. Müller 2008 (wie Anm. 50), S. 7.

<sup>55</sup> Vgl. Grünsteidl 2000 (wie Anm. 12), S. 125.

<sup>56</sup> Vgl. Meyer-Renschhausen 2004 (wie Anm. 3), S. 154.

<sup>57</sup> Vgl. Müller 2007 (wie Anm. 46), S. 2.

Funktion als Versorgungsinstanz gewinnt die Möglichkeit der Eigenversorgung durch urbanen Gemüseanbau auch für jene StadtbewohnerInnen an Bedeutung, die nicht existenziell darauf angewiesen sind. Für Christa Müller werden „Subsistenzaktivitäten [...] auch und gerade in der Stadt mehr und mehr zum ‚Lifestyle-issue‘ eines jungen, urbanen Milieus, für das Autonomie nicht nur politisch reklamiert, sondern auch materiell erfahren werden will“<sup>58</sup>. Müller spricht damit auch das Konzept der Eigenarbeit mit an. Bedürfnisse sollen dabei mit eigenem Tun befriedigt werden, wobei nicht nur die Möglichkeit der Eigenversorgung mit Obst und Gemüse gemeint ist, sondern auch soziale und kulturelle Aktivitäten, die die Autonomie des Einzelnen stärkt. Der Fremdversorgung über den Markt wird eine zunehmende „emotional-kulturelle Unterversorgung“<sup>59</sup> zugeschrieben, die sich auswirkt im Verlust von Kompetenzen und Eigenwert sowie in Tendenzen zu Entwurzelung und Ausgrenzung. Eine Situation, die für MigrantInnen als besonders schwerwiegend beschrieben wird.<sup>60</sup> Mit den Gemeinschaftsgärten soll dieser Unterversorgung entgegen gewirkt werden.

### *Förderung von Kontakten mittels Gemeinschaftsgärten*

Stark präsent in der wissenschaftlichen Bearbeitung und Evaluation von Gemeinschaftsgärten ist die Auswirkung der Projekte auf nachbarschaftliche Kommunikation. Dabei steht zum einen der ganz allgemein kommunikationsfördernde Aspekt im Fokus, der ein für den urbanen Raum unübliches Kennenlernen von NachbarInnen beinhaltet. Zum anderen wird der Blick gezielt auf intergenerative und interkulturelle Interaktionen in Gemeinschaftsgärten gerichtet, die ohne dem gemeinsamen Aufenthalt im Garten so nicht stattfinden würden. Die positive Wirkung der New Yorker Community Gardens auf den Kontakt mit den NachbarInnen wird als ein Ausbrechen aus der Isolation der Ghettos gesehen, in einer Reduktion von allgegenwärtigem Misstrauen und einem dadurch erst möglichen Aufbau von

---

<sup>58</sup> Ebd., S. 2.

<sup>59</sup> Ebd., S. 6.

<sup>60</sup> Vgl. Müller 2001 (wie Anm. 43), S. 5-6.

persönlichen Kontakten.<sup>61</sup> Christa Müller schreibt von einem gegenseitigen Profitieren der Nachbarschaft und den Gemeinschaftsgärten. Sowohl beim Hervorheben der interkulturellen als auch der intergenerativen Kommunikation steht im Vordergrund das Lernen von den Erfahrungen anderer. Seien es ältere Menschen, die Erfahrungswissen an Jüngere oder Kinder weitergeben oder MigrantInnen, die andere kulturelle Erfahrungen mitbringen und austauschen. Die Gemeinschaftsgärten bieten dafür den Rahmen, um solche Interaktionen möglich zu machen.<sup>62</sup> Community Gardens werden beschrieben als „Orte, an denen Jung und Alt zusammenarbeiten und an denen sich Leute ganz unterschiedlicher Ethnien und Nationen treffen. Das ist in New York, wo der ständige Zustrom von Einwanderern aus aller Welt leicht zu Spannungen und Misstrauen zwischen den Neuankömmlingen und den Alteingesessenen vorangegangener Einwanderungswellen führen kann, besonders wichtig“<sup>63</sup>.

### *Gemeinschaftsgärten als Lösungsmodell*

Damit bereits angedeutet ist eine Argumentation, die sich sowohl bei Abhandlungen zu Community Gardens als auch zu Internationalen Gärten finden lässt: Die Gemeinschaftsgärten als Lösungsansatz für Schwierigkeiten, mit der die Gesellschaft aktuell zu kämpfen hat. Angesprochen werden damit in erster Linie die Herausforderungen durch zunehmende Migrationsbewegungen aber auch Ansprüche einer nachhaltigen Stadtentwicklung. „Um den Anforderungen einer pluralen Gesellschaft gerecht zu werden“<sup>64</sup>, werden Gemeinschaftsgarten-Projekte als vielseitige und – aus den Erfahrungen der AutorInnen heraus – funktionierende Modelle präsentiert, sich dieser Schwierigkeiten anzunehmen. Der Erfolg der realisierten Projekte und deren reger Zustrom an Interessenten scheint den AutorInnen Recht zu geben. Aus den Initiativen Einzelner hat sich – wie sie es beschreiben – eine regelrechte Bewegung etabliert. Vor allem betreffend die US-amerikanischen Community Gardens wird dabei von einer politischen Bewegung gesprochen, die sich

---

<sup>61</sup> Vgl. Grünsteidl 2000 (wie Anm. 12), S. 132.

<sup>62</sup> Vgl. Müller 2007 (wie Anm. 46), S. 6-7.

<sup>63</sup> Stone 2002 (wie Anm. 17), S. 166.

<sup>64</sup> Müller 2007 (wie Anm. 46), S. 5.

ab den 1980er Jahren aufgrund der Verteidigungskämpfe um bestehende Gärten entwickelte<sup>65</sup>. Schließungen von erfolgreichen Community Gardens führten zu umfangreichen Protestaktionen, denen zahlreiche Inhaftierungen folgten, etwa wenn GärtnerInnen die Grundstücke nicht räumen wollten.<sup>66</sup> Auch wenn das Weiterbestehen zahlreicher Community Gardens nicht gesichert ist, engagieren sich dennoch vermehrt städtisch-staatliche Einrichtungen oder NGOs für Gemeinschaftsgarten-Projekte.<sup>67</sup>

---

<sup>65</sup> Vgl. Meyer-Renschhausen 2004 (wie Anm. 3), S. 146.

<sup>66</sup> Vgl. Stone 2002 (wie Anm. 18), S. 162.

<sup>67</sup> Vgl. Müller 2007 (wie Anm. 46), S. 2.

LUST AUF GÄRTEN? DESIRE FOR GARDENING? İHTİŞAH NEYİSİNİZ VAK İMİ? İHTİŞAH ZELJİ İHTİŞAH İZ UYTLARİTİVİM? Желание иметь сад? ? 7 717-73717

## NACHBARSCHAFTSGARTEN heigerlein

LUST AUF IHR EIGENES GEMÜSE IM SOMMER?  
 INTERESSE, MIT IHREN NACHBARINNEN GEMEINSAM ZU GÄRTNERN?  
 LUST AUF EINEN GRÜNEN PLATZ IM VIERTEL, AN DEM SIE UND  
 IHRE KINDER SICH BEI GARTENARBEIT ERHOLEN KÖNNEN?

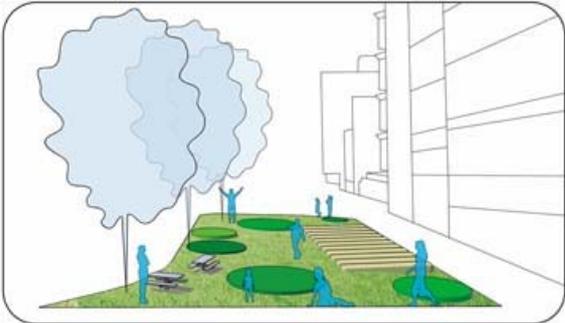
DIESER FREIRAUM STEHT MENSCHEN RUND UM  
 DIE HEIGERLEINSTRASSE ZUR EIGENEN  
 GESTALTUNG ZU VERFÜGUNG.

BAUEN SIE IHRE EIGENEN IDEEN AN!

GARTEN-START: APRIL 2008

AUSRUHEN  
ENERGIE  
TANKEN  
TRÄUMEN

PLAUDERN  
LACHEN  
FEIERN



KRÄUTER  
ZIEHEN  
BLUMEN  
PFLÜCKEN

LEHREN  
ERKENNEN  
WANNEMEN

SÄHEN  
GENIESSEN  
ERNTEN

TASTEN  
FÜHLEN  
SCHNUPPEN

INFORMATIONEN UNTER 01/406 41 54  
[HTTP://NACHBARSCHAFTSGARTEN.WORDPRESS.COM](http://nachbarschaftsgarten.wordpress.com)

Ein Gemeinschaftsprojekt von  
 VERBUND GARTENPOLYLOG,  
 BEZIRKSVORSTEHUNG ÖTTAKRING, WIENER STADTGÄRTEN,  
 GERICHTSBETREUUNG STADTERNEUERUNG IM 16. BEZIRK.



Abb. 2: Informationstafel<sup>68</sup>

<sup>68</sup> <http://www.gartenpolylog.org/> (Zugriff am 10.11.2008).

### 3. Der „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“

Der – in dieser Form – erste Nachbarschaftsgarten im Wiener Stadtgebiet befindet sich in Ottakring, dem 16. Gemeindebezirk. Zwischen einer Bahntrasse und einem Pflegekrankenhaus liegt eine etwa 1.000 Quadratmeter große eingezäunte Gartenfläche. Auf ihr befinden sich 26 Beete, die an Interessierte aus der umliegenden Nachbarschaft vermietet sind, sowie Platz zur gemeinsamen Nutzung. Sofern sich jemand der Beet-MieterInnen im Garten aufhält, steht die Anlage auch Personen zur Verfügung, die nicht aktiv am Projekt beteiligt sind.

Im folgenden Teil der Arbeit soll mittels Beschreibung und Untersuchung des Wiener Nachbarschaftsgartens eine spezifische Ausformung von Gemeinschaftsgarten analysiert werden. Zu Beginn stehen dabei eine Darstellung der Entstehungszusammenhänge des Gartens und den Intentionen seiner OrganisatorInnen. Mit der Untersuchung der Standortgegebenheiten und Entstehungsbedingungen wird herausgearbeitet, wie die spezifischen Voraussetzungen zu dem schließlich realisierten Projekt geführt haben. Mit der Annäherung an den Raum werden in der Folge die Ergebnisse meiner Beobachtungen und Gespräche mit raumtheoretischen Überlegungen verknüpft. Dem voran steht eine Darstellung des methodischen Vorgehens, das der Untersuchung des Nachbarschaftsgartens zugrunde liegt.

#### 3.1. Methodisches Vorgehen

Mit dem Kontakt zu Nadja Madlener, die sich als eine der InitiatorInnen des „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ in dem in Kapitel 2 thematisierten Diskursfeld bewegt, wurde auch der Einstieg für mein ethnographisches Arbeiten ermöglicht. Durch sie erhielt ich Zugang zu den GärtnerInnen des untersuchten Gemeinschaftsgartens sowie notwendige Hintergrundinformationen zu dem Projekt und dem Verein „Gartenpolylog“, dessen Mitglieder den Gemeinschaftsgarten in Wien ins Leben riefen.

Mit dem Ziel einen möglichst genauen Einblick in den gelebten Alltag im „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ zu erhalten und gleichsam eine sinnverstehende Deutung von hier stattfindendem sozialen Handeln zu ermöglichen<sup>69</sup>, wählte ich als methodisches Vorgehen eine Kombination von Gesprächen und teilnehmender Beobachtung. Dabei beteiligte ich mich nicht an diversen Gartenarbeiten, sondern behielt während der Feldforschung eine Position als Besucherin des Gartens bei. Zu beobachten war dabei nicht nur das Verhalten der Garten-NutzerInnen, sondern auch Verhaltensspuren. Für diese indirekte Methode der Datengewinnung<sup>70</sup> schien es mir unter anderem sinnvoll, den Gemeinschaftsgarten zunächst in Form einer Art Bestandsaufnahme in seiner Gestaltung und materiellen Ausformung genau zu beschreiben, um Rückschlüsse auf vergangenes Verhalten ziehen zu können. Mein forschungsleitendes Interesse richtete sich vor allem darauf, wie der Nachbarschaftsgarten genutzt wird, welche seiner Funktionen dabei im Vordergrund stehen, welche Formen von Kommunikation und Interaktion hier stattfinden.

Im Zuge einer explorativen Phase, die Brigitta Schmidt-Lauber zufolge dem Einstieg ins Feld, der ersten Orientierung und der Überprüfung der Durchführbarkeit der Untersuchung dient,<sup>71</sup> suchte ich bereits einige Male die Anlage auf, um mich dem Feld zu nähern und Möglichkeiten der Kontaktaufnahme mit den Garten-NutzerInnen auszuloten. In dieser ersten Phase machte ich mich auch mit der Homepage des Vereins „Gartenpolylog“<sup>72</sup> vertraut und kontaktierte die OrganisatorInnen. Mein Interesse wurde positiv aufgenommen und bei einem Treffen der Beet-MieterInnen im Nachbarschaftsgarten konnte ich mich und meine geplante Forschung vorstellen. Traf ich im Laufe meiner folgenden Beobachtungen auf Personen, die bei jenem für mich ersten Gartentreffen nicht anwesend waren, klärte ich diese in der Regel im Nachhinein über meine Untersuchung auf.<sup>73</sup> Die Reaktionen waren auch von Seiten der GärtnerInnen durchwegs positiv. Durch den Kontakt mit den InitiatorInnen des

---

<sup>69</sup> Vgl. Brigitta Schmidt-Lauber: Feldforschung. Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung. In: Silke Götsch und Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2007<sup>2</sup>, S. 219-248, hier S. 221.

<sup>70</sup> Vgl. Bettina Beer: Systematische Beobachtung. In: Dies. (Hg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Berlin 2003, S. 119-141, hier S. 124.

<sup>71</sup> Vgl. Schmidt-Lauber 2007 (wie Anm. 69), S. 229.

<sup>72</sup> [www.gartenpolylog.org](http://www.gartenpolylog.org) (Zugriff am 11.12.2008).

<sup>73</sup> Das gewählte offene Beobachtungsverfahren schien mir schon deshalb wichtig, um eine *Rechtfertigung* zu haben, mich ohne ein gemietetes Beet wiederholt im Garten aufzuhalten.

Projekts ergab sich rasch und ohne Schwierigkeiten der Zugang zu den Garten-NutzerInnen selbst. Weiters wurde ich durch den Newsletter des Vereins „Gartenpolylog“ über stattfindende Veranstaltungen oder Feste im Nachbarschaftsgarten auf dem Laufenden gehalten und erhielt auch die Möglichkeit an weiteren Gartentreffen teilzunehmen. Besonders aufschlussreich empfand ich ein Treffen der InitiatorInnen und der Beet-MieterInnen am Ende der Gartensaison, im Zuge dessen sie die vergangenen Monate Revue passieren ließen und sich darüber austauschten, was als positiv oder negativ am bisherigen Ablauf des Projekts empfunden wurde.

Die Beobachtungen im Garten selbst fanden zwischen Juni und August 2008 zu unterschiedlichen Tageszeiten, an Wochenenden, Feiertagen sowie Arbeitstagen statt. Die dabei – direkt im Garten – geführten Gespräche waren von informellem Charakter und ich verzichtete bewusst auf die Verwendung eines Aufnahmegerätes, um eine möglichst ungezwungene Gesprächsatmosphäre zu schaffen. Ich knüpfte gewissermaßen an die Praxis eines Alltagsgesprächs an, das ich in diesem Fall als *Gespräch über den Gartenzaun* bezeichnen möchte, indem ich die gärtnerische Tätigkeit, das Projekt des Nachbarschaftsgartens, Erfahrungen im Garten oder das angepflanzte Gemüse zum Thema machte. Ebenso versuchte ich wiederholt eigene Eindrücke und Erfahrungen<sup>74</sup> in die Gespräche einfließen zu lassen, um die Rollenverteilung von Fragendem und Befragtem etwas aufzuweichen.<sup>75</sup> Im Zuge dessen erhielt ich neben dem Schaffen eines unkomplizierten Gesprächseinstiegs konkreten Zugang zum Garten beziehungsweise zu den GärtnerInnen und schließlich auch wertvolle Informationen für die spätere Analyse. Nicht zuletzt konnte ich gleichzeitig das Verhalten sowie die Reaktion auf jemand Außenstehenden von Seiten der Beet-MieterInnen beobachten.<sup>76</sup> Trotz der angestrebten Alltäglichkeit bei den Unterhaltungen blieb durch das Wissen um meine Untersuchung die Besonderheit der Gespräche sowohl den GartennutzerInnen als auch mir als Forscherin bewusst, was bei

---

<sup>74</sup> In meinem Fall hauptsächlich bezogen auf gartenspezifische Bereiche, wie etwa eigene Erfahrungen mit dem Anbau von Gemüse.

<sup>75</sup> Vgl. Brigitta Schmidt-Lauber: Das qualitative Interview oder: die Kunst des Reden-Lassens. In: Silke Götsch und Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2007<sup>2</sup>, S.169-188, hier S. 179.

<sup>76</sup> Dass die Fähigkeit des menschlichen Gehirns zu Memorieren begrenzt ist und daher meine Notizen zu den Begegnungen immer auch selektiv sind, soll hier ebenfalls angemerkt werden.

deren Analyse stets reflektiert werden musste. Die einzelnen Gesprächssituationen gestalteten sich sowohl inhaltlich als auch hinsichtlich der Auskunftsbereitschaft sehr unterschiedlich. Bei einem Großteil der GärtnerInnen hatte ich das Gefühl, dass sie sich gerne mit mir über den Nachbarschaftsgarten unterhielten, wenige Male begegneten mir Beet-MieterInnen eher reserviert. Inhaltlich versuchte ich zwar stets meine zentralen Interessen anzusprechen, ging aber dennoch situationspezifisch auf jedes Gespräch individuell ein, zum einen um den GesprächspartnerInnen größtmögliche Freiheit zu überlassen und zum anderen um möglichst offen für Aspekte zu sein, die in weiterer Folge lohnenswert für eine genauere Bearbeitung schienen. Ich folgte dabei dem Prinzip der Offenheit, bei dem „die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurücksteht, bis sie sich im Forschungsprozeß ausgebildet hat“<sup>77</sup>. Mit dieser Arbeitsweise kristallisierten sich im Laufe der Beobachtungen und Gespräche die in Kapitel 3.5 ausgeführten Aspekte heraus.

Traf ich niemand im Garten an, kletterte ich zu Beginn der Feldforschung über den niedrigen Zaun, um auf NutzerInnen zu warten.<sup>78</sup> Ich bemerkte allerdings rasch eine gewisse Irritation von Seiten einzelner Beet-MieterInnen, wenn sie mich im verschlossenen Garten antrafen, weshalb ich schließlich meine Vorgehensweise änderte. Um die durch meinen Aufenthalt als Forscherin ohnehin hervorgerufene „Störung“<sup>79</sup> nicht noch zu verstärken, beschloss ich mich an die „Regeln des Feldes“<sup>80</sup> zu halten. Ich beachtete also die Zugangsregeln und betrat den Garten nur dann, wenn sich jemand darin aufhielt.

Die Beobachtungen und die informellen Gespräche mit den GartennutzerInnen, die zwischen zehn Minuten und einer Stunde dauerten, wurden unmittelbar im Anschluss daran in Form von möglichst detaillierten und ausführlichen Gedächtnisprotokollen festgehalten. In diesen Aufzeichnungen notierte ich inhaltliche Aussagen, Schilderungen des situationsbedingten Verlaufes der Gespräche sowie der Kontakt-

---

<sup>77</sup> Schmidt-Lauber 2007 (wie Anm. 74), S. 179.

<sup>78</sup> Die Erlaubnis dafür erteilte mir Nadja Madlener bei dem für mich ersten Gartentreffen.

<sup>79</sup> Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß. In: Zeitschrift für Volkskunde, 77. Jahrgang, 1981, S. 51-66, hier S. 62.

<sup>80</sup> Barbara Fiebertshäuser: Feldforschung und teilnehmende Beobachtung. In: Dies. Und Annedore Prengel (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und München 2003, S. 503-534, hier S. 513.

Anbahnung und subjektive Empfindungen. Ebenso wurde ein Feldforschungstagebuch geführt um den Verlauf der Untersuchung, allgemeine Kontextinformationen sowie persönliche Gefühle und Stimmungen festzuhalten und die Feldforschung als einen „Prozeß der fortschreitenden Erkenntnisgenerierung sichtbar, nachvollziehbar und auswertbar“<sup>81</sup> zu machen. Dass ich mit meinem Auftreten als Forscherin stets auch auf das Feld und das Verhalten der hier Agierenden Einfluss ausübte, wurde mir insbesondere in den angesprochenen Situationen bewusst, in denen meine Anwesenheit irritierend auf die GärtnerInnen zu wirken schien. Der Reziprozität zwischen BeobachterIn und Beobachteten – die Rolf Lindner als zentrales methodologisches Problem teilnehmender Beobachtung benennt<sup>82</sup> – bewusst, war meine Rolle als Forscherin in den Interaktionsprozessen immer wieder Gegenstand meiner Reflexion und ich versuchte die Reaktionen der GärtnerInnen auf meine Anwesenheit auch als Erkenntnisquelle zu nutzen.<sup>83</sup>

Zusätzlich zu den Beobachtungen und Gesprächen führte ich ein leitfadenorientiertes Interview mit Nadja Madlener. Sie nimmt durch ihre wissenschaftliche Bearbeitung des Themas Gemeinschaftsgärten sowie als Mit-Organisatorin des Projekts eine Rolle als Expertin ebenso ein, wie eine Rolle als aktive Nachbarschaftsgarten-Nutzerin, die ein Beet betreut. Mit den dadurch erhaltenen wichtigen Hintergrundinformationen zum Zustandekommen und zur Existenz des ersten Nachbarschaftsgartens in Wien und den generierten Daten aus den Beobachtungen und Gesprächen, präsentierte sich mir der Nachbarschaftsgarten in sehr ausführlicher und vielfältiger Art und Weise, worauf sich meine Analyse des Raumes schließlich stützt.

Mit der gewählten Methode nicht zu beantworten sind Fragen nach individuellen Beweggründen der GärtnerInnen, ein Beet im Gemeinschaftsgarten zu mieten. Auch Auswirkungen des Projekts auf den Stadtteil können in dieser Form nicht befriedigend untersucht werden, ebenso wie etwa Auswirkungen auf die Integration von MigrantInnen. Themenfelder wie diese erfordern andere Herangehensweisen und Methoden. Zielführend und aufschlussreich erscheint mir hierfür insbesondere das

---

<sup>81</sup> Schmidt-Lauber 2007 (wie Anm. 69), S. 235.

<sup>82</sup> Vgl. Lindner 1981 (wie Anm. 79), S. 51.

<sup>83</sup> Vgl. ebd., S. 52.

Führen von qualitativen Interviews – sowohl mit Garten-NutzerInnen als auch mit Personen aus der Nachbarschaft des Gartens, die über kein gemietetes Beet verfügen.

### **3.2. Ein Pilotprojekt – Anfänge Wiener Gemeinschaftsgärten**

Wie bei zahlreichen anderen Gemeinschaftsgarten-Projekten auch, steht zu Beginn die Initiative Einzelner. Nadja Madlener, die selbst in einem Berliner Nachbarschaftsgarten ein Beet betreute und ihre Dissertation zum Thema „Grüne Lernorte – Gemeinschaftsgärten in Berlin“<sup>84</sup> verfasste, und Ursula Taborsky, die „Interkulturelle Gärten in ihrer 2008 veröffentlichten Diplomarbeit behandelte“<sup>85</sup>, organisierten 2006 ein erstes Treffen mit Interessierten in Wien, woraufhin 2007 der Verein „Gartenpolylog – GärtnerInnen der Welt kooperieren“ gegründet wurde. Mit dem auf der Website des Vereins formulierten Ziel, bestehende Initiativen in Österreich zu vernetzen und neue Gemeinschaftsgärten zu verwirklichen, versteht sich „Gartenpolylog“ als Nachbarschafts-, Integrations- und interaktives Bildungsprojekt, das gleichsam Menschen mit und ohne Migrationshintergrund ansprechen soll.<sup>86</sup>

#### *Der „Yppengarten“*

Im Rahmen des Kunst- und Stadtteilprojekts „SOHO in Ottakring“ reichte der Verein „Gartenpolylog“ 2007 die Idee des „Yppengarten“ ein, die bei den VeranstalterInnen auf reges Interesse stieß. Obwohl die Wiener Stadtverwaltung dem Vorhaben zunächst sehr skeptisch gegenüberstand, gelang es dem Verein, eine Genehmigung des Stadtgartenamtes zu erhalten und das Projekt zu verwirklichen: In einem öffentlichen Park in Wien wurden im Mai 2007 vier Beete zur gemeinsamen Bepflanzung und mit dem Ziel der Belebung der Nachbarschaft aufgestellt. Was zunächst für den Yppenplatz geplant war, wurde aufgrund günstigerer Standortgegebenheiten schließlich im nahe gelegenen Huberpark verwirklicht, der Name des Projekts wurde

---

<sup>84</sup> Madlener 2008 (wie Anm. 5).

<sup>85</sup> Taborsky 2008 (wie Anm. 6).

<sup>86</sup> Vgl. <http://www.gartenpolylog.org> (Zugriff am 5.9.2008).

beibehalten. Bereits in der ersten Nacht seines Bestehens fiel der „Yppengarten“ Vandalismus zum Opfer, die Beete wurden zertrampelt und zerstört. Was die InitiatorInnen des Gemeinschaftsgartens vorerst nicht berücksichtigt hatten, war die bestehende Nutzung des nischenartigen Bereichs im Huberpark, in dem die Beete errichtet wurden, durch Jugendliche. Der mit dem Eindringen in *ihren* angeeigneten Raum entstandene Raumnutzungskonflikt wurde mit dem Vandalismus rasch erkannt und durch ein Miteinbeziehen der den Park nutzenden Jugendlichen am Wiederaufbau der Beete bereinigt. Nadja Madlener spricht von einem „friedlichen Nebeneinander“<sup>87</sup>, das seither im Park vorherrschte. Eine Gruppe von Interessierten bewirtschaftete und pflegte den „Yppengarten“, sodass Interventionen von Seiten „Gartenpolylog“ nicht mehr erforderlich waren. Im Dezember 2009 wurden die Beete im Huberpark dennoch von Vereinsmitgliedern wieder abgebaut. Als Gründe werden im „Gartenpolylog“-Newsletter ungünstige Standortbedingungen, Schwierigkeiten mit der Wasserversorgung und „eine nicht mitgewachsene [G]ärtnerinnengruppe“<sup>88</sup> angegeben.

### *Der „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“*

Durch das Medieninteresse am „Yppengarten“ wurden auch die Bezirksverantwortlichen in Ottakring auf den Erfolg des Gemeinschaftsgarten-Projekts aufmerksam und stellten ihrerseits den Kontakt zum Verein „Gartenpolylog“ her. Gemeinsam mit dem Wiener Stadtgartenamt und der Gebietsbetreuung<sup>89</sup> plante der Verein schließlich die Realisierung eines Nachbarschaftsgartens in größerem Rahmen. Als Standort wurde eine ungenutzte Wiesenfläche mit altem Baumbestand gewählt, die sich zwischen einer Bahntrasse und dem „Haus der Barmherzigkeit“, einem Pflegekrankenhaus, im 16. Wiener Gemeindebezirk auf städtischem Grund befindet und für das Gartenprojekt zunächst für ein Jahr, mit Option auf Verlängerung, gepachtet wird. Raumnutzungskonflikte drohten zu Beginn auch hier, da ein

---

<sup>87</sup> Vgl. Interview vom 15.8.2008 mit Nadja Madlener, Transkript S. 3.

<sup>88</sup> Gartenpolylog-Newsletter Nr. 9, Dezember 2008, S. 5.

<sup>89</sup> Bezirks- und stadtteilbezogene Einrichtung in Wien, als Informations- und Beratungsangebot zu Fragen des Wohnumfeldes, des Gemeinwesens und des Zusammenlebens.

Hundeverein Interesse an der Fläche als Hundenauslaufzone gezeigt hatte. Dahingehende Beschwerden oder Probleme ergaben sich bis jetzt allerdings nicht.<sup>90</sup>

In der gemeinsamen Planung machten sich die zum Teil sehr unterschiedlichen Vorstellungen von Verein und städtischer Seite bemerkbar. So versuchten die Mitglieder von „Gartenpolylog“ nach dem Vorbild anderer Gemeinschaftsgärten die Gestaltung der Anlage möglichst den zukünftigen GärtnerInnen zu überlassen, um eine stärkere Identifikation mit der Fläche zu ermöglichen. Von Seiten des Stadtgartenamts, das für gewöhnlich Parkflächen plant, um sie bereits vorgefertigt den StadtbewohnerInnen zur Verfügung zu stellen, wurde hingegen ein detaillierter Plan gefertigt, der bereits fest installierte Sitzgelegenheiten und Beete beinhaltete und den GärtnerInnen nur wenig Gestaltungsmöglichkeiten offen ließ. Durch die positive Zusammenarbeit aller Beteiligten konnten Kompromisse zwischen den jeweiligen Ansätzen gefunden werden. Noch bevor die Beete für Interessenten zur Miete angeboten wurden, kontaktierten die InitiatorInnen soziale Einrichtungen in der näheren Umgebung des gepachteten Geländes. Zum einen um sich mit dem Umfeld des zukünftigen Gartens vertraut zu machen und sich einen Überblick über die Zusammensetzung der BewohnerInnen des Stadtteils zu verschaffen, zum anderen um das Interesse dieser Einrichtungen auf ein Beet abzuklären. Auf diesem Weg entstand die Zusammenarbeit mit dem „Haus der Barmherzigkeit“, dem „Wiener Hilfswerk“<sup>91</sup>, einer Volksschule und einem Kindergarten, denen jeweils ein Beet im Garten zugesichert wurde. Weiters wurde über die „Caritas“ der Kontakt zu Familien mit Migrationshintergrund hergestellt, die ebenfalls an einem Mitwirken am Projekt interessiert waren.<sup>92</sup>

Nach dem Spatenstich im Februar 2008 wurde auf dem Gelände des entstehenden Gemeinschaftsgartens eine große Bautafel angebracht, um die AnrainerInnen über das bevorstehende Projekt zu informieren. Bereits auf diese erste Ankündigung meldeten sich zahlreiche Interessierte bei der zuständigen Gebietsbetreuung des Bezirks. Zwei vom Verein „Gartenpolylog“ organisierte Informations-Nachmittage auf dem Gelände des Gartens steigerten das Interesse nochmals, sodass bald weit mehr InteressentInnen

---

<sup>90</sup> Vgl. Interview vom 15.8.2008 mit Nadja Madlener, Transkript S. 8-9.

<sup>91</sup> Gemeinnütziger Anbieter von sozialen und familiären Diensten.

<sup>92</sup> Vgl. Interview vom 15.8.2008 mit Nadja Madlener, Transkript S. 7-8.

als zu vergebende Beete vorhanden waren. Nach einer kleinen Vorauswahl, betreffend die Beete für die erwähnten sozialen Einrichtungen und für einige MigrantInnen, wurden die Zuschläge für die Beete schließlich verlost. Das Interesse an einem eigenen Beet von Seiten der AnrainerInnen steigerte sich noch, als der Garten langsam Gestalt annahm.<sup>93</sup> Seit April 2008 bepflanzen nun 26 Familien und Einzelpersonen die Beete.

### 3.3. Intentionen

Wie jedem realisierten Gemeinschaftsgarten liegt auch dem Nachbarschaftsgarten in Wien ein von den Vorstellungen der InitiatorInnen abhängiges Selbstverständnis, was Funktion, Zielsetzung und Form des Projekts betrifft, zugrunde. Ziel des Vereins „Gartenpolylog“ war und ist es, die Idee des gemeinsamen Gärtnerns im innerstädtischen Bereich Wiens umzusetzen.<sup>94</sup> Innerstädtisch meint dabei nicht in erster Linie zentrumsnahes Areal, sondern schlicht *nicht den Stadtrand*, wo etwa bereits diverse Selbsternte-Projekte existieren<sup>95</sup>. Hinter dem Konzept des Nachbarschaftsgartens steht die Absicht, wohnungsnahen Raum zu schaffen für gemeinsame Gartenarbeit, Erholung, Verbringung der Freizeit und Kontaktaufnahme mit Nachbarn.

Um eine Identifikation der GärtnerInnen mit dem Gelände zu ermöglichen, steht für den Verein nicht das Schaffen einer durchgeplanten, spezialisierten Gartenanlage im Vordergrund. Viel mehr wird bewusst die Verwendung und Aneignung des gemeinsamen Raumes offen gehalten und den NutzerInnen die Gestaltung zu großen Teilen selbst überlassen. Auch von LandschaftsarchitektInnen wird Offenheit sowohl im Prozess der Gestaltung von Räumen als auch im Ergebnis als Voraussetzung postuliert, um deren Aneignung zu ermöglichen.<sup>96</sup> Da neben Intentionen der OrganisatorInnen auch Standortgegebenheiten Projekte formen, stellt das Ergebnis im

---

<sup>93</sup> Vgl. Interview vom 15.8.2008 mit Nadja Madlener, Transkript S. 10.

<sup>94</sup> Vgl. <http://www.gartenpolylog.org/> (Zugriff am 11.12.2008)

<sup>95</sup> Vgl. [www.selbsternte.at](http://www.selbsternte.at) (Zugriff am 16.10.2008).

<sup>96</sup> Vgl. Birgit Hammer: Das Eigene und das Fremde. In: Stefan Bernhard und Philipp Sattler (Hg.): Vor der Tür: Aktuelle Landschaftsarchitektur aus Berlin. München 1997, S. 44-47, hier S. 45.

Fall des Wiener Nachbarschaftsgartens einen Kompromiss dar, indem die zu mietenden Parzellen zwar in Form, Größe und Lage vorgegeben, das übrige Areal aber der freien Gestaltung zur Verfügung steht.

Das Projekt des Nachbarschaftsgartens richtet sich an sämtliche Interessierte aus der Umgebung des Geländes. Von dem Einsatz eines strengen Nationalitätenschlüssels, wie er in den „Interkulturellen Gärten“ angewendet wird, wird bewusst abgesehen, auch wenn auf eine möglichst vielfältige Zusammensetzung der NutzerInnen hinsichtlich ihrer Herkunft abgezielt wird.<sup>97</sup> Auf der Website des Vereins dezidiert angesprochen werden Kinder und ältere Menschen, für die der Garten zum einen als Lernort fungieren soll, zum anderen als Ort um eigene Fertigkeiten (wieder-)anzuwenden, sich mit Erfahrung einzubringen und Kontakte zu knüpfen. Personen mit und ohne Migrationshintergrund soll die Möglichkeit gegeben werden „mit anderen Menschen und Natur in Kontakt zu treten“<sup>98</sup>. Die so angedeutete Interaktion, die mit dem Aufenthalt oder der Arbeit im Garten einhergehen soll, wird dabei sowohl innerhalb der GärtnerInnen-Gemeinschaft angestrebt als auch zwischen GärtnerInnen und AnrainerInnen, die kein Beet gemietet haben. Ihnen soll der Nachbarschaftsgarten ebenso verfügbarer und zu nutzender Freiraum sein. Dies wird an der Bautafel im Eingangsbereich des Gartens kommuniziert, indem Besucher aufgefordert werden, den Freiraum zu nutzen, sofern eine/r der GärtnerInnen anwesend und das Gartentor geöffnet ist. Befindet sich keine/r der Beet-MieterInnen am Gelände, ist das Tor mit einer Kette und einem Vorhängeschloss versperrt. Der so für *gartenfremde* Personen erschwerte Zugang ist als Ergebnis eines weiteren Kompromisses zu verstehen. So planten etwa Vertreter der Stadt Wien, um Unbefugte am Zutritt effizient zu hindern, ursprünglich einen weit höheren Zaun, wogegen sich die InitiatorInnen allerdings von Beginn an aussprachen. Dass das Tor abgeschlossen wird, sobald sich keiner der Beet-MieterInnen im Garten aufhält, hat vor allem versicherungstechnische Gründe. So würde der Verein „Gartenpolylog“ für jeden Unfall im unverschlossenen Garten haften. Das Paradoxon des verschlossenen Tores und der gleichzeitigen Einladung von AnrainerInnen oder PassantInnen ist den OrganisatorInnen bewusst und wird sowohl mit den Vereinsmitgliedern als auch mit

---

<sup>97</sup> Hierzu ausführlicher Kapitel 3.4.

<sup>98</sup> [www.gartenpolylog.org](http://www.gartenpolylog.org) (Zugriff am 8.9.2008).

den GärtnerInnen selbst wiederholt besprochen und diskutiert.<sup>99</sup> Thematisiert wird die Frage nach Sinn und Notwendigkeit eines Zaunes auch in anderen Gemeinschaftsgärten, das Ergebnis ist für jedes Projekt ein individuelles: „How open is open? Balancing a garden’s commitment to being a public resource with its need for being safe, intact environment is an ongoing challenge for all community gardeners. Most gardens use some kind of fencing to define their boundaries; the height of these fences and the materials used vary widely according to garden needs and resources. Community gardeners agree that there is no perfect, one-size-all solution. Their answers to finding the right fit reflect the different ways communities define themselves and what they opt to tolerate.“<sup>100</sup>

### **3.4. Die NutzerInnen**

Obwohl das Ziel der vorliegenden Arbeit nicht in einer genauen Analyse der NutzerInnen-Zusammensetzung des Nachbarschaftsgartens liegt, ist ein Einblick in eben diese dennoch nicht unwesentlich. Der im Folgenden beschriebene Prozess der Auswahl der GärtnerInnen verweist nicht zuletzt erneut auf Intentionen und Selbstverständnis der OrganisatorInnen. Dem qualitativen Ansatz der Arbeit entsprechend wurden dafür nicht sämtliche sozio-demographischen Daten der GärtnerInnen erhoben, vielmehr stützen sich die Schlussfolgerungen auf die Ergebnisse der vorgenommenen Beobachtungen und Gespräche.

Aufgrund der Zuteilung der Beete mittels Auslosung stellt sich die Zusammensetzung der NutzerInnen hinsichtlich Alter, Geschlecht, Ausbildung etc. als zufällig dar. Eine Vorauswahl wurde lediglich zugunsten AnrainerInnen mit Migrationshintergrund getroffen. Trotz der in sechs verschiedene Sprachen übersetzten Überschrift „Lust auf Garten?“ auf der Bautafel mit den ersten Informationen zum Garten, meldeten sich zunächst nur wenige Interessierte, deren Muttersprache nicht Deutsch ist. Die InitiatorInnen des Nachbarschaftsgartens entschieden sich bewusst gegen die Anwendung eines Nationalitätenschlüssels, wie es in den Interkulturellen Gärten der

---

<sup>99</sup> Vgl. Interview vom 15.8.2008 mit Nadja Madlener, Transkript S. 13.

<sup>100</sup> Ellen Kirby und Elizabeth Peters: Community Gardening. New York 2008, S. 104.

Fall ist, zielten aber dennoch darauf ab, die Bevölkerungsstruktur des Stadtteils zumindest in Ansätzen widerzuspiegeln.<sup>101</sup> Aus diesem Grund wurden nicht in Österreich geborene InteressentInnen zunächst bei der Beet-Vergabe bevorzugt und auch jenen Einwandererfamilien ein Zuschlag erteilt, zu denen über die sozialen Einrichtungen wie „Caritas“ oder „Wiener Hilfswerk“ der Kontakt hergestellt wurde, der auf *offiziell*em Wege aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zustande gekommen wäre. Trotz dieser Maßnahme setzen sich die NutzerInnen nun zu etwa 50 Prozent aus gebürtigen ÖsterreicherInnen und zu 50 Prozent aus Personen mit Migrationshintergrund zusammen, was zeigt wie gering anfänglich der *Ansturm* von Zuwanderern zum Projekt Nachbarschaftsgarten ausfiel. Dass dies nicht an einem grundsätzlichen mangelndem Interesse an gärtnerischem Engagement liegt, ist nicht nur an den Erfahrungen in anderen Gemeinschaftsgärten ersichtlich, sondern auch am Anstieg von Anfragen von MigrantInnen, als die Beete bereits vergeben waren und der Garten begann, Gestalt anzunehmen.<sup>102</sup> Dieses verspätete Interesse konnte ebenso bei gebürtigen ÖsterreicherInnen festgestellt werden. Dass sich von Beginn an jedoch weit mehr „In-“ als „Ausländer“ für ein Beet bewarben, verweist auf die nicht zu unterschätzende Hürde, die trotz der Versuche von Gegenmaßnahmen – wie die mehrsprachige Anrede auf der Bautafel – für viele MigrantInnen existent ist.

Mit dem Eingriff der InitiatorInnen in die NutzerInnen-Zusammensetzung des Gartens wurde versucht – wenn auch nicht nach den strengen Kriterien der Interkulturellen Gärten – eine möglichst große Bandbreite an Nationalitäten zu integrieren. Der im Vorfeld der Beet-Verlosung gesuchte Kontakt zu Kindergärten, Schulen und dem Pflegekrankenhaus kann als Versuch gewertet werden, auch einen intergenerativen Effekt bei der Zusammensetzung der NutzerInnen zu erzielen, was Nadja Madlener im Gespräch bestätigt.<sup>103</sup>

Bezüglich der Geschlechter- und Altersverhältnisse der GärtnerInnen können auf Basis der Beobachtungen keine konkreten Aussagen getroffen werden. Im Laufe der Feldforschung zeigte sich eine etwas stärkere Nutzung des Gartens von Frauen als von

---

<sup>101</sup> Ottakring ist ein Bezirk mit hohem Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund. (Vgl. <http://www.migranten.at/verteilung.html>, Zugriff am 14.12.2008).

<sup>102</sup> Vgl. Interview vom 15.8.2008 mit Nadja Madlener, Transkript S. 10.

<sup>103</sup> Vgl. ebd., S. 8.

Männern. Bis auf die SeniorInnen aus dem Pflegekrankenhaus, die das barrierefreie Hochbeet betreuen, sind unter den GartennutzerInnen kaum Personen über 50 Jahre. Die Beete werden meist von einem ganzen Haushalt beziehungsweise einer Familie betreut und nur selten von Einzelpersonen. Den Beobachtungen zufolge befinden sich unter den GärtnerInnen einige junge Familien mit (Klein-)Kindern. Aus den geführten Gesprächen geht hervor, dass die Kinder für viele Einfluss hatten auf die Entscheidung sich für ein Beet zu bewerben und oftmals Argument sind, den Garten aufzusuchen und zu nutzen. Sei es um ihnen im urbanen Raum Zugang zu Natur und Pflanzen zu gewähren oder um sich mit ihnen unweit ihrer Wohnungen ungezwungen im Grünen aufhalten zu können.

Schwierig zu beurteilen sind all jene NutzerInnen des Gartens, die kein Beet gemietet haben. Auch wenn sie durch die Information an der Bautafel im Garten willkommen geheißen werden, ist die Reaktion darauf zumeist zurückhaltend. Zwar wird der Garten von PassantInnen wahrgenommen – viele bleiben am Zaun stehen um die Beete zu betrachten, viele lesen auch die Informationen an der Bautafel – nur wenige treten allerdings auch ein um sich im Garten aufzuhalten. Dass dies dennoch manchmal der Fall ist, erfuhr ich durch Gespräche mit den GärtnerInnen, selbst beobachten konnte ich nur neugierige Blicke von Außen.<sup>104</sup>

Die Gruppe der Beet-MieterInnen setzt sich zusammen aus insgesamt 26 Privatpersonen beziehungsweise Familien sowie den BetreuerInnen des Kindergartens, des Schul- und des Hochbeetes. Aufgrund des großen Ansturms auf die zu mietenden Beete, überlegten die InitiatorInnen anfangs, die Parzellen nochmals zu teilen, um mehrere kleinere Flächen anbieten zu können. Diese Überlegung wurde schließlich nicht nur wegen der in diesem Fall reduzierten Beet-Größe wieder verworfen, sondern auch ganz bewusst um Gruppenprozesse nicht zu gefährden: „Eine Gruppengröße von über 35 Personen halte ich als Sozialpädagogin nicht mehr für sinnvoll, da kennt man sich dann auch nicht mehr, das ist bei so einer großen Gruppe dann auch schwierig für Gruppenprozesse.“<sup>105</sup> Auch wenn das Entstehen von Gruppenprozessen und einer Gemeinschaft unter den GärtnerInnen so als Ziel der OrganisatorInnen beschrieben

---

<sup>104</sup> Vgl. Beobachtungsprotokoll vom 28.7.2008, S. 1.

<sup>105</sup> Interview vom 15.8.2008 mit Nadja Madlener, Transkript S. 9.

wird, betont Madlener auch die unbedingte Teilnahmeberechtigung von GartennutzerInnen, bei denen der gemeinschaftliche Aspekt des Gartens nicht im Vordergrund steht und die an gemeinsamen Aktivitäten kein Interesse haben.<sup>106</sup>

### **3.5. Annäherung an den Raum**

Nachdem die Entstehungsbedingungen des untersuchten Gemeinschaftsgartens, die dahinter stehenden Intentionen der OrganisatorInnen sowie die Zusammensetzung der Garten-NutzerInnen dargelegt sind und so die Hintergrundinformationen zu dem realisierten Projekt offen liegen, kann eine erste Annäherung an den konkreten Raum des Nachbarschaftsgartens stattfinden. Notwendig dafür ist zunächst eine möglichst auf objektive Beschreibung reduzierte Darstellung des Geländes und seiner Ausstattung. Im daran anschließenden analytischen Teil werden einzelne kulturwissenschaftlich relevante Aspekte, die sich erst im Zuge der Beobachtungen herauskristallisierten und sich aus der spezifischen Raum-Situation ergaben, genauer behandelt. Der Gartenzaun, der als Grenze fungiert, wird dabei ebenso thematisiert wie stattfindende Begegnungen oder alltägliches Handeln im Garten. Über allem steht die Frage nach der Konstitution dieses speziellen Raumes und den sich daraus ergebenden Konsequenzen für das Handeln der hier Agierenden.

#### **3.5.1. Aufnahme des Geländes<sup>107</sup>**

##### *Die Beete*

Auf etwa einem Drittel der Gartenfläche befinden sich zwölf Beete, die jeweils in zwei gemietete Parzellen aufgeteilt sind, der Rest der Fläche steht zur gemeinsamen Verfügung. Die Beete sind entlang einer Längsseite der Gartenfläche angelegt, direkt neben einem etwa ein Meter hohen Zaun, der an einen Rad- und Fußgängerweg grenzt. Die Beete sind etwa einen mal viereinhalb Meter groß, sind in jeweils zwei

---

<sup>106</sup> Vgl. Interview vom 15.8.2008 mit Nadja Madlener, Transkript S. 11.

<sup>107</sup> Das Gelände wurde am 16.7.2008 aufgenommen. Durch die relative Offenheit der Gestaltung des Gartens ergab und ergibt sich mit Sicherheit die eine oder andere Veränderung.

Parzellen aufgeteilt und werden so von zwei Einzelpersonen beziehungsweise Familien genutzt. Zwischen den Beeten befinden sich schmale Streifen Wiese. Die Zweiteilung der Beete ist nicht überall sofort ersichtlich. Nur bei einem Beet fungiert eine Schnur, gespannt zwischen zwei Holzstäben, als Abgrenzung. Einige Beete sind durch ihre Besitzer *markiert*, indem Fahnen oder Tafeln mit Fotos beziehungsweise Namenszügen in die Erde gesteckt sind. Die Beete sind durchwegs stark bewirtschaftet und dicht mit Pflanzen bebaut, die Parzellen werden fast überall voll ausgenutzt – vor allem mit dem Anbau von Gemüse, Beeren oder Kräutern, aber auch von einigen Zierpflanzen. Oft verweisen Papierschildchen oder Samentüten auf die gepflanzten Sorten. In einigen Beeten befinden sich Gartenschmuck-Elemente wie Windräder oder bunte Holzblumen.

Neben den zu mietenden Parzellen befinden sich auch einige Beete, die von sozialen Einrichtungen betreut werden oder als Gemeinschaftsbeete fungieren. Das dem Eingang nächste dieser *Sonderbeete* ist das Hochbeet des Pflegekrankenhauses. Um einen barrierefreien Zugang für RollstuhlfahrerInnen zu bewerkstelligen, wurden um das Beet Pflastersteine gelegt. Im Hochbeet ist eine kleine Tafel angebracht, die Informationen über seine Betreuung gibt. Neben dem Eingang befindet sich noch ein weiteres, kleineres Hochbeet, das einem Kindergarten zugeteilt ist. Am anderen Ende des Gartengeländes, angrenzend an eine Parkwiese, befindet sich das Schulbeet. Es ist annähernd so groß wie die vermieteten Beete, ist jedoch in Form einer Wolke angelegt und grenzt direkt an den Gartenzaun. Auch hier informiert eine Tafel über die NutzerInnen des Beetes. Etwa in der Mitte des Gartens ist ein rundes Beet angelegt, das als „gesunde Torte“ bezeichnet wird und auf dem im Zuge eines Kinderworkshops unter Anleitung eines Gartentherapeuten verschiedene Kräuter gepflanzt wurden.<sup>108</sup> An der Längsseite gegenüber den gemieteten Parzellen befinden sich drei kleinere, ovale Beete, die der gemeinsamen Nutzung zur Verfügung stehen.

---

<sup>108</sup> Vgl. Gartenpolylog-Newsletter Nr. 8, Juli 2008, S. 1.

### *Der gemeinsame Raum*

Die Fläche, die für eine gemeinsame Nutzung vorgesehen ist, nimmt den größten Raum am Gartengelände ein. Auf ihr existiert ein alter Bestand von 15 großen Bäumen, die im Bereich abseits der Beete für Schatten sorgen.

Insgesamt befinden sich im Garten vier robuste Tisch-Bank-Kombinationen aus Holz sowie eine Parkbank mit Rückenlehne. Letztere steht ganz in der Nähe des Hochbeetes und ist im Gegensatz zu den übrigen Sitzgelegenheiten fest montiert.

Im Garten befinden sich weiters eine Wasserentnahmestelle, zwei Mülleimer, die in dieser Form auch in Wiener Parkanlagen zu finden sind, ein Komposthaufen sowie ein mittels Vorhängeschloss versperrierter grüner Container, in dem Gartenwerkzeug aufbewahrt wird. An der Tür-Innenseite sind eine Übersicht aller GärtnerInnen sowie ein Gieß-Plan angebracht. Jeder der Beet-MieterInnen verfügt über einen Schlüssel zu dem Container und zu dem Vorhängeschloss am Gartentor.

### *Die Grenzen*

Die westliche Längsseite des Gartens grenzt an eine relativ dicht bewachsene Böschung, hinter der eine Bahntrasse verläuft. Abgetrennt von der Böschung wird die Fläche durch einen etwa zwei Meter hohen Zaun aus Eisen. An der gegenüberliegenden Seite grenzt der Garten an einen Rad- bzw. Fußgängerweg, neben dem wiederum das Gebäude des Pflegekrankenhauses liegt. Von dieser Seite ist die Anlage sehr gut einsehbar, der Eisenzaun ist hier nur etwa hüfthoch. Da der Garten auf einem Gelände mit leichter Hanglage errichtet wurde, musste für die Beete der Niveau-Unterschied mit Erde ausgeglichen werden. Die gemieteten Parzellen liegen dementsprechend etwas höher als der Rad-/Fußgängerweg. Der so aufgeschüttete Hang ist mit großen, weißen Steinen befestigt, was die Grenze zum Weg visuell etwas verstärkt. Zusätzlich sind entlang des Zaunes Weinreben gepflanzt. Sehr einsichtig zeigt sich das Gartengelände auch von der südlichen Seite, die an eine eher gering befahrene, dennoch breite Straße grenzt. Der Zaun ist hier ebenso wie an der Ost-Seite nur hüfthoch und aus Eisen. Hier befinden sich auch die große Bautafel sowie das

Eingangstor, das mit einer massiven Kette und einem Vorhängeschloss versperrt ist. Angrenzend an die Nordseite des Gartens befindet sich eine Parkwiese, die laut einem Informations-Schild zur Zeit meiner Beobachtungen allerdings nicht betreten werden sollte, da der Rasen erst vor kurzem gepflanzt wurde. Der Zugang ist zwar dennoch über den an diese Fläche angrenzenden Spielplatz möglich, tatsächlich hält sich aber kaum jemand auf der Wiese auf. Abgegrenzt ist sie vom Gartengelände durch ein etwa 1,20 Meter hohes Gatter aus Holzstecken, die mit Draht verflochten sind. Entlang dieses Zaunes sind junge Sträucher gesetzt.

### 3.5.2. Der Gartenzaun als Raumgrenze?

Sucht man den „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ auf, präsentiert er sich vom ersten Augenblick an als ein deutlich von seiner Außenwelt – in diesem Fall vom übrigen Stadtteil – abgegrenzter Raum. Dass diese Abgrenzung so eindeutig zu erkennen ist, liegt zum einen an der deutlich anderen Materialität (Pflanzen, Wiese, Erde etc.), die der Gemeinschaftsgarten im Gegensatz zur ihm umgebenden *Stadtlandschaft* (Beton, Straßen, Häuser etc.) aufweist. Zum anderen liegt dies an dem den Garten umgebenden Zaun, der als deutlich wahrnehmbare Grenze des Raumes fungiert und so eine seiner wirksamsten materiellen Ausformungen darstellt.

Schon der Begriff Garten, der aus dem Indogermanischen abgeleitet ist und so viel wie „das Eingefasste“ bedeutet, verweist auf die Umzäunung – und damit Abgrenzung – als einen seiner wesentlichen Bestandteile. Die Grenze kann sogar als ausschlaggebend für des Ambiente des Gartens als Ruhe- und Rückzugsort gedeutet werden: Der Zaun grenzt den Garten ab von äußeren Turbulenzen, vermittelt dabei nicht das Gefühl des Eingesperrt-Seins sondern vielmehr jenes der Sicherheit, wodurch die Möglichkeit besteht, die Seele baumeln zu lassen.<sup>109</sup> Indirekt angesprochen wird dabei das ein- beziehungsweise ausschließende Moment in der Konstitution von Raum<sup>110</sup>, das durch die Form der Grenze ausgelöst oder verstärkt

---

<sup>109</sup> Vgl. Tobias G. Natter: „Denn mein Park ist mein Herz.“ Gedanken zum neuzeitlichen Gartenbild. In: Grenzenlos idyllisch. Garten und Park in Bildern von 1880 bis heute (Ausstellung der Österreichischen Galerie Wien in Schloß Halbturn, 8 Mai bis 26. Oktober 1992, Wien 1992, S. 19-31, hier S. 22-24.

<sup>110</sup> Vgl. Martina Löw: Raumsoziologie. Frankfurt/Main 2001. Löw 2001, S. 214.

werden kann. Georg Simmel zufolge liegt die Funktion der Grenze in eben dieser Abgrenzung nach Außen und dem Zusammenschluss nach Innen.<sup>111</sup> Für die sich im Garten Befindenden übernimmt der Zaun also eine andere Funktion als für jene außerhalb desselben.

Der Gartenzaun vermag aber noch mehr. Als räumliche Struktur verhindert er nicht nur Handlungen – wie etwa das Betreten von *Gartenfremden* –, er ermöglicht sie auch.<sup>112</sup> Die in vielen Fällen durchsichtigen und nur halbhohen Gartenzäune bieten sich für einen stattfindenden Austausch an, ein „kommunikatives und kooperatives Transzendieren“<sup>113</sup> wird so möglich und auch forciert. Auch wenn der Zaun eines Gartens die Grenze zwischen *Innen* und *Außen* – zum Teil auch zwischen *Privat* und *Öffentlich* – markiert, ermöglicht er je nach materieller Beschaffenheit wechselseitigen Austausch, der sich im Gespräch über den Gartenzaun manifestieren kann.<sup>114</sup>

Der Zaun als Grenze des Gartens kann hinsichtlich der Intention der GartennutzerInnen unterschiedlich gestaltet sein und lässt im Gegenzug Rückschlüsse auf die Absichten seiner ErrichterInnen zu. In durchlässiger Form wird mit dem Zaun Kommunikation und Interaktion zwischen *Innen* und *Außen* ermöglicht, ebenso kann mit ihm eine Abschirmung einer privaten Zone erreicht werden, indem die Grenze dicht bepflanzt wird oder indem anderweitig für Sichtschutz gesorgt wird. Zentral hierbei ist demnach die materielle Komponente, die auch im Falle des Zaunes ausschlaggebend für seine symbolische Wirkung ist<sup>115</sup> und sich damit auf den Umgang mit beziehungsweise auf die Handlungsmöglichkeiten durch diese Grenze auswirkt. Von Simmel wird die Grenze beschrieben als „(k)eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen, sondern [als] eine soziologische Tatsache, die sich

---

<sup>111</sup> Vgl. Georg Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (= Georg Simmel. Gesamtausgabe, Bd. 11). Frankfurt/Main 1992, S. 694.

<sup>112</sup> Vgl. Löw 2001 (wie Anm. 110), S. 166.

<sup>113</sup> Heide Inhetveen: Hortikultur – Abbild der Informellen Ökonomie und Vorbild für Vorsorgendes Wirtschaften. In: Elisabeth Meyer-Renschhausen (Hg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit (= Frauen, Gesellschaft, Kritik, Bd. 35). Herbolzheim 2002, S. 17-29, hier S. 27.

<sup>114</sup> Vgl. Maria-Theresia von Zerboni di Sposetti: Il Giardino Secreto. Der Garten am Haus als Ort schöpferischer Einsamkeit und freier Kommunikation. In: Siegfried Lamnek und Marie-Theres Tinnfeld (Hg.): Privatheit, Garten und politische Kultur. Von kommunikativen Zwischenräumen. Opladen 2003, S. 214-236, hier S. 231.

<sup>115</sup> Vgl. Löw 2001 (wie Anm. 110), S. 193.

räumlich formt“<sup>116</sup>. Er betont aber auch, dass sie – sobald materiell geformt – wirksamer ist als jene ohne räumliche Objektivation.<sup>117</sup>

Im Fall des „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ haben wir es mit verschiedenen Ausformungen von Grenzen zu tun – sowohl hinsichtlich ihrer Gestaltung als auch ihrer Materialität. Die Abgrenzung nach Westen zur Bahntrasse stellt sich mit der nicht zugängigen Böschung und dem zusätzlichen hohen Metallzaun als sehr dicht dar und trägt so maßgeblich zum Rückzugs-Charakter dieses Bereichs bei. Hier können sich Personen aufhalten, ohne dem Gefühl direkt neben der Straße zu sitzen oder von PassantInnen beobachtet zu werden. Wesentlich einsichtiger präsentiert sich die gegenüberliegende Seite, an der sich die Beete in *Sprechweite* zum vorbeiführenden Rad-/Fußgängerweg befinden und die am geeignetsten für Kontakte, die über den Gartenzaun mit PassantInnen stattfinden, scheint. Der Zaun ist an dieser sowie an der südlichen Seite, an der sich das Eingangstor und die Informations-Tafel befinden, nur etwa einen Meter hoch und lässt so Kommunikation zwischen *Innen* und *Außen* zu. Dass diese auch stattfindet bestätigen die durchgeführten Beobachtungen und Gespräche mit den GartennutzerInnen. Tatsächlich ist der Nachbarschaftsgarten Blickfang für beinahe jeden Vorbeigehenden. PassantInnen studieren die Beete ebenso wie die Informations-Tafel im Eingangsbereich; sie bleiben stehen, schauen und tauschen sich über das Gesehene aus. Auch wenn nur wenige der Vorbeigehenden den Garten auch betreten, ein Gespräch über den Zaun kommt leicht zustande. Die Frage, ob denn nichts aus dem Garten gestohlen werden würde, steht dabei zumeist an erster Stelle. Ebenso wird sich nach dem Projekt erkundigt, über die Gartenarbeit gesprochen und fallweise Tipps gegeben.<sup>118</sup>

Der Eingangsbereich eines Raumes wird oft als Ort mit besonderer Wirkung oder als Ort des besonders intensiven Austausches beschrieben.<sup>119</sup> Im „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ lässt sich diese Wirkung auf die neben dem Gartentor angebrachte Bautafel zurückführen, bei der viele PassantInnen stehen bleiben um sich erste

---

<sup>116</sup> Simmel 1992 (wie Anm. 111), S. 697.

<sup>117</sup> Vgl. ebd.

<sup>118</sup> Vgl. Beobachtungsprotokoll vom 29.7.2008, S. 1.

<sup>119</sup> Vgl. Zerboni di Sposetti 2003 (wie Anm. 114), S. 232 sowie auch Johanna Rolshoven: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und ‚sozialer Bewegung‘. In: Waltraud Kokot, Thomas Hengartner und Kathrin Wildner (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme (= Kulturanalysen, Bd. 3). Berlin 2000, S. 107-122, hier S. 114-115.

Informationen zum Garten zu holen. Für die Kommunikation mit den Beet-MieterInnen selbst ist dieser Bereich – zumindest ohne ein aktives Zugehen derselben – wenig förderlich. Die Beete befinden sich, bis auf jenes des Kindergartens, von dieser Position aus nicht in Rufweite. Eine *besondere Wirkung* ist dem Eingangsbereich des Nachbarschaftsgartens aufgrund der Zugangsschranke in Form der verschlossenen Tür sicher.

„Mir ist nicht gleich klar, ob der Garten denn nun betreten werden darf; ob es sich um öffentlichen städtischen Freiraum handelt oder nicht. Die Informationstafel fordert zwar dezidiert auch die PassantInnen und AnrainerInnen auf, in den Garten zu kommen, gleichzeitig wird aber bedauert, dass das Tor nicht jederzeit offen stehen könne. Das mit einer massiven Kette versperrte Gartentor hält mich endgültig von einem Betreten des Geländes ab. [...] Obwohl sich jemand im Garten befindet, ist das Tor verschlossen. Der Garten wirkt so noch exklusiver, nur von einer Gruppe von ‚Glücklichen‘ benutzbar.“<sup>120</sup>

Jeder der Beet-MieterInnen verfügt über einen Schlüssel, der das mit einer Eisenkette versperrte Gartentor öffnet. Befindet sich keiner der GärtnerInnen vor Ort, bleibt das Tor für Außenstehende verschlossen. Der Garten erhält so einen beinahe exklusiven Charakter, das verschlossene Tor wird zu einer eindeutigen Schranke für Personen, die über kein Beet und somit über keinen Schlüssel verfügen.

Der Zaun, der den Raum des Nachbarschaftsgartens an der Nordseite gegen die danebenliegende Wiese abgrenzt, unterscheidet sich erneut von den bereits beschriebenen. In seiner Materialität und Gestaltung – zusammengebundene Holzstecken – dem ästhetischen Vorbild eines als typisch betrachteten Gartenzaunes näher, wird er von der Initiatorin Nadja Madlener als passender empfunden als jener aus Metall an der Süd- und Ost-Seite.<sup>121</sup> Auch diese Grenze stellt sich einsichtig und tendenziell für gegenseitigen Austausch geeignet dar. Im Zeitraum der durchgeführten Beobachtungen sollte die angrenzende Wiese allerdings nicht betreten werden, über die Wirkung jener Grenze hinsichtlich der Kommunikation darüber hinweg kann deshalb zu diesem Zeitpunkt keine Aussage getroffen werden.

---

<sup>120</sup> Beobachtungsprotokoll vom 21.6.2008, S. 1.

<sup>121</sup> Vgl. Interview vom 15.8.2008 mit Nadja Madlener, Transkript S. 6.

Zu beobachten ist, dass Beet-MieterInnen im Zuge von Gemeinschaftsaktionen beinahe im gesamten Grenzbereich des untersuchten Nachbarschaftsgartens Pflanzen setzten. Entlang des Zaunes, der an den Rad- bzw. Fußgängerweg grenzt, pflanzten die GärtnerInnen Wein, an den anderen Seiten Beeren, Sträucher oder junge Bäume. Der ihnen zur Verfügung gestellte Raum wurde gewissermaßen modifiziert, indem die Grenzen, die in Form von Zäunen existierten, angenommen und mittels der Pflanzen verstärkt wurden. Ob dies aus ästhetischen Gesichtspunkten entschieden wurde oder ob eine dichtere Abschirmung das Ziel war, bleibt offen.

Gewünscht wurde eine stärkere Abgrenzung des Gartens nach Außen in jedem Fall von Seiten der Vertreter der Stadt Wien. Nach intensiven Diskussionen konnte sich schließlich darauf geeinigt werden, keinen höheren Zaun entlang des Geländes aufzuziehen, sondern den bereits existierenden hüfthohen Metallzaun bestehen zu lassen. Mit dieser Entscheidung für den niedrigeren Zaun ergibt sich erst das jetzt vorhandene Potential für Kontakte zwischen Menschen, die sich im Garten aufhalten und außen daran Vorbeigehenden. Was etwa mit einem zwei Meter hohen Zaun – auch wenn grobmaschig und damit durchsichtig gestaltet – verhindert worden wäre, wird mit dem hüfthohen Gartenzaun möglich. Die Ausformung der Grenzen wirkt sich unmittelbar auf die Interaktionen und das Agieren im und um den Garten aus. Der Metallzaun und das zum Teil verschlossene Tor stellen für viele PassantInnen eine Hürde dar, den Nachbarschaftsgarten zu betreten, hindern sie jedoch nicht daran hinein zu sehen und ein Gespräch über den Zaun hinweg zu führen. Die Situation wäre wohl eine deutlich andere, wenn so ein Gespräch durch die Gitterstäbe eines zwei Meter hohen Zaunes stattfinden müsste. Während die niedrige und durchlässige Ausformung der Grenzen also soziale Interaktion zwischen Innen und Außen fördert, ermöglicht die dichte Abschirmung des Raumes nach Westen zur Bahntrasse Formen von Handlungen, für die der dadurch entstandene Rückzugsbereich besser geeignet ist.

### **3.5.3. Zugangsmöglichkeiten für PassantInnen**

Der Zaun grenzt den Garten deutlich von seiner Umgebung ab und sorgt damit gewissermaßen auch für einen Ausschluss von Außenstehenden. Da der

„Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ – sofern sich jemand der Beet-MieterInnen darin aufhält – jederzeit betreten werden darf, dies aber selbst nach expliziter Einladung oder Aufforderung nur selten geschieht, kann der Zaun nicht die einzige Hürde sein, die von einem Aufenthalt im Garten abhält.

Spricht man vom Zugang zum Nachbarschaftsgarten, ist zu unterscheiden zwischen dem Zugang zur aktiven Teilnahme am Projekt und dem Zugang zum Raum des Gemeinschaftsgartens selbst. An dieser Stelle soll es um die zweite Form des Zugangs gehen – gleichsam um die Möglichkeiten und Schwierigkeiten des *Zutritts*, die bisher lediglich angedeutet wurden. Das gewählte methodische Verfahren erlaubt dabei nicht eine konkrete Differenzierung dieser Schwierigkeiten und Möglichkeiten hinsichtlich Strukturprinzipien wie Alter, Geschlecht oder „Klasse“.<sup>122</sup> Was im Zuge der qualitativen Untersuchung des Raumes aber sehr deutlich wird, ist der offenkundig ungleiche *Status* der GärtnerInnen gegenüber jenen AnrainerInnen, die über kein Beet verfügen. Die Hemmnis der Letztgenannten – und im Folgenden der Einfachheit halber auch BesucherInnen oder PassantInnen genannt – den Nachbarschaftsgarten zu betreten und zu nutzen, wurde schon nach wenigen Beobachtungen ersichtlich. Personen die ein Beet betreuen, haben merklich geringere Hürden zu überwinden und damit höhere Chancen, sich den Gemeinschaftsgarten anzueignen. Mit dem Verfügen über ein eigenes Beet, einen Schlüssel für das Gartentor sowie für den Container und der damit zusammenhängende Zugang zu den vorhandenen Gartengeräten und zur sonstigen Ausstattung des Gartens, nehmen die Beet-MieterInnen eine andere soziale Position im Raum ein als PassantInnen oder BesucherInnen.

Aus den jeweiligen Positionen konstituiert sich schließlich auch der Raum in einer jeweils anderen Weise. So werden PassantInnen zwar auf der Informations-Tafel ausdrücklich im Garten willkommen geheißen und aufgefordert einzutreten – sofern jemand der Beet-MieterInnen anwesend ist. Gleichzeitig sind sie aber nicht zuletzt aufgrund eben dieses Zusatzes mit gänzlich anderen Zugangshürden konfrontiert als die Beet-MieterInnen selbst. Die Folge ist ein Selbstausschluss der PassantInnen, der in ihrer spezifischen sozialen Position hinsichtlich des Nachbarschaftsgartens

---

<sup>122</sup> Dass das Handeln der involvierten AkteurInnen von jenen Strukturprinzipien durchzogen ist, soll dabei nicht vergessen werden. Eine dahingehende Analyse ist jedoch nicht Ziel dieser Arbeit.

begründet ist und einen Ausschluss durch Verbote überflüssig macht.<sup>123</sup> Schroer gebraucht hierfür den Begriff der „vorausseilenden Selbstexklusion“<sup>124</sup> und meint damit das Meiden von Räumen, die nicht für einen vorgesehen sind und die beim Betreten ein Gefühl der Deplatziertheit verursachen. Hintergrund dafür ist, dass Räume an die BenutzerInnen bestimmte Erwartungen stellen. Ist man auf diese nicht vorbereitet oder kann man sie nicht erfüllen, wird der Raum vorausseilend gemieden um eben diese Deplatziertheit zu umgehen.

Was Schroer mit Bezug auf Bourdieu auf die Gesellschaft anwendet, in der Personen ohne entsprechendem Kapital und dazugehörigem Habitus der Zutritt zu spezifischen Räumen von sich aus meiden<sup>125</sup>, lässt sich auch auf das Verhalten der PassantInnen des „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ umlegen. Dass sie an dem – in einem Garten üblicherweise vorgesehenen – gärtnerischen Handeln nicht ohne weiteres aktiv teilnehmen können, da sie über kein eigenes Beet verfügen, kann als Auslöser ihrer vorausseilenden Selbstexklusion gedeutet werden, wodurch sie sich nicht einem Gefühl der Deplatziertheit ausliefern. Möglicherweise wird die Funktion des Nachbarschaftsgartens trotz gegenteiliger Intentionen der OrganisatorInnen im Anbau von Obst und Gemüse gesehen und es ist gerade diese nur *passive* Nutzung des Gartens ausschlaggebend für die Hemmnis, sich in dem Garten als BesucherIn aufzuhalten. „Monofunktionale Einheiten haben deutlichere Grenzen als funktional offene Strukturen oder plurifunktionale: Es gibt bestimmte Gründe, sie aufzusuchen und diese Gründe führen selbstverständlich dazu, dass sich nur diejenigen, für die diese Gründe Relevanz haben, dorthin begeben. Der Zweck selektiert. Er erzeugt klare Ein- und Ausschlüsse.“<sup>126</sup> Eine beobachtete Begebenheit scheint dies zu bestätigen:

„Es ist ein warmer Abend, ich treffe zwei Frauen mit Kindern im Garten an, von denen ich eine als Beet-Mieterin erkenne und die zweite Frau sich sogleich als ‚nur eine Besucherin‘ vorstellt. Sie wohnt auch in der unmittelbaren Umgebung des Nachbarschaftsgartens und kommt oft an ihren täglichen Wegen daran vorbei. Obwohl sie – vor allem ihrer Kinder wegen – auch gerne ein Beet hier hätte, hat

---

<sup>123</sup> Vgl. Löw 2001 (wie Anm. 110), S. 215.

<sup>124</sup> Markus Schroer: Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt/Main 2006, S. 97.

<sup>125</sup> Vgl. ebd., S. 97-98.

<sup>126</sup> Susanne Hauser: Grenzen in Agglomeration. In: Dies. und Christa Kamleitner (Hg.): Ästhetik der Agglomeration (= Zwischenstadt, Bd. 8). Wuppertal 2006, S. 56-65, hier S. 60.

sie noch nie zuvor den Garten betreten. An diesem Tag hat sie lediglich ihre Bekannte (die Beet-Mieterin) am Weg getroffen und so hat es sich zufällig ergeben, dass sie mit in den Garten gekommen ist. Während des Aufenthalts der Frauen im Garten laufen die Kinder herum, die Beet-Mieterin erledigt etwas an ihrem Beet und die Besucherin schaut sich im Garten um, unterhält sich mit ihrer Bekannten oder beteiligt sich am Spiel ihrer Kinder. Ob sie nach ihrem ersten Besuch noch ein weiteres Mal den Gemeinschaftsgarten aufsucht ist nicht bekannt.“<sup>127</sup>

Auch wenn die selbst deklarierte Besucherin oftmals den Garten passiert und sich grundsätzlich interessiert an dem Projekt zeigt – so gibt sie etwa an, sich nächstes Jahr für ein eventuell frei werdendes Beet bewerben zu wollen –, braucht es erst die Gelegenheit mit der bekannten Beet-Mieterin, um die Anlage aufzusuchen. Ohne selbst aktiv im Garten zu arbeiten, scheint ein klarer Grund zu fehlen, sich darin aufzuhalten, was als mögliche Zutritts-Hürde gewertet werden kann.

#### **3.5.4. Begegnungen im und um den Garten**

Das *Mitnehmen* der bekannten Frau in den Gemeinschaftsgarten kann als ergriffene Möglichkeit der Förderung von nachbarschaftlichen Kontakten betrachtet werden. Mit ihrem – vielleicht unbewussten – Handeln öffnet die Beet-Mieterin den Raum für die Besucherin, womit vor allem das Überwinden der Zutritts-Hürde abseits der verschlossenen Tür gemeint ist.

Elisabeth Meyer-Renschhausen beschreibt in ihrer Studie zu Community Gardens in New York Gemeinschafts- oder Nachbarschaftsgärten als Orte lokalen „community buildings“<sup>128</sup>, die das Bilden von Gemeinschaften und das Knüpfen von Kontakten ermöglichen. Die Basis solcher Interaktionen im urbanen Raum zwischen Menschen unterschiedlichen Alters, Geschlechts sowie verschiedener Herkunft oder sozialer Stellung kann in der „verbindenden Tätigkeit des Gärtners“<sup>129</sup> vermutet werden. Noch bevor gesprochene Sprache zum Einsatz kommt, kann das gemeinsame

---

<sup>127</sup> Beobachtungsprotokoll vom 29.7.2008, S. 3-4.

<sup>128</sup> Vgl. Meyer-Renschhausen 2004 (wie Anm. 3), S. 18 und S. 157.

<sup>129</sup> Taborsky 2008 (wie Anm. 6), S. 139.

Tätigsein als erste Kommunikationsform genutzt werden und über das gemeinsame Handeln gemeinschaftliche Systeme geschaffen werden. Da vieles an Ausrüstung im Gemeinschaftsgarten – wie beispielsweise Gießkannen, Werkzeug oder die Wasserentnahmestelle – von allen Beet-MieterInnen gleichsam genutzt wird, sind Aushandlungspraktiken notwendig, die wiederum die verbale Kommunikation fördern.<sup>130</sup>

Auch im „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ sind Kontakte zu beobachten, die ihren Ausgang nehmen im gemeinsamen oder abwechselnden Nutzen der vorhandenen Geräte oder in Aktionen wie dem Bepflanzen der Gemeinschaftsflächen. Die ihnen gemeinsame Praxis des Gartenarbeitens sowie die gemeinsame Verfügung über den Raum und seine Ausstattung, ermöglicht zwanglose Kontakte ebenso wie eine tiefer gehende Gemeinschaft unter den GärtnerInnen. Von dieser Form der sozialen Nähe ausgeschlossen sind theoretisch sämtliche PassantInnen, denen der Zutritt in den Nachbarschaftsgarten zwar gewährt wird, denen das gemeinsame Handeln in Form von aktiver Gartenarbeit aber verwehrt bleibt. Allein die räumliche Nähe, wenn sie sich im Garten aufhalten, reicht für die BesucherInnen nicht aus, um ein gleichberechtigter Teil dieser Gemeinschaft zu sein.

Auch wenn die Begegnungen zwischen den Beet-MieterInnen und jene zu den BesucherInnen des Gartens von einer anderen Qualität sind, sollen Letztere in ihrer Bedeutung hinsichtlich Kommunikation im urbanen Raum nicht unterbewertet werden. Der Nachbarschaftsgarten kann als Ressource verstanden werden, welche die nicht selbstverständliche Begegnung und Kommunikation im städtischen Raum ermöglicht oder sogar forciert. Im Gegensatz zu dörflichen Strukturen sieht Markus Schroer die Stadt charakterisiert durch die Gleichzeitigkeit der Möglichkeit der Kontaktaufnahme und der Kontaktvermeidung.<sup>131</sup> Mit jemand Unbekanntem kann versucht werden ins Gespräch zu kommen, es kann aber ebenso unterlassen werden, ohne als unhöflich empfunden zu werden. Trotz der formulierten Intention der OrganisatorInnen des Gartenprojekts, die auf eine Entstehung von Gemeinschaft und vermehrte Nachbarschaftskontakte abzielen, bietet auch der „Nachbarschaftsgarten

---

<sup>130</sup> Vgl. ebd., S. 140-141.

<sup>131</sup> Vgl. Schroer 2006 (wie Anm. 124), S. 244.

Heigerlein“ diese von Schroer geäußerte Gleichzeitigkeit. Der Kommunikation – sowohl über den Zaun hinweg als auch innerhalb der Garten-Grenzen – wird Gelegenheit gegeben, die Möglichkeit einer Kontaktvermeidung besteht aber weiterhin. Im Zuge meiner Beobachtungen konnte ich beides beobachten: Garten-NutzerInnen, die bis auf einen knappen Gruß keinen Kontakt zu anderen aufnehmen ebenso wie Personen, die – oft ausgehend von ihrer gärtnerischen Tätigkeit – den Kontakt zu anderen Beet-MieterInnen oder BesucherInnen suchen.<sup>132</sup> Eine Gleichzeitigkeit, die auch von Seiten der PassantInnen zu bemerken ist. Mit dem Nachbarschaftsgarten wird Spaziergängern oder AnrainerInnen die Möglichkeit gegeben, im anonymen städtischen Raum ungezwungenen Kontakt mit an sich *fremden* Nachbarn aufzunehmen – oder es zu unterlassen.

Schroer kritisiert an normativen Theorien des Urbanen die Hervorhebung der Begegnungsmöglichkeit, indem der Nicht-Kontakt als Verlust definiert wird.<sup>133</sup> Dabei würde auch verschwiegen werden, „dass es spezifische Ressourcen bedarf, um der Erwartung nachzukommen, die Begegnung mit dem Fremden als Bereicherung zu erleben.“<sup>134</sup> Als solche Ressource kann meines Erachtens der Nachbarschaftsgarten fungieren. Die den Beet-MieterInnen gemeinsame kulturelle Praxis des Gärtnerns ermöglicht Kontakte und die Entstehung von Gemeinschaft unter anfangs Fremden, die unter anderen Umständen nicht zueinander gefunden hätten. Ebenso – wenn auch nicht in derselben Intensität – wird Kommunikation zu AnrainerInnen gefördert, die nicht aktiv am Garten beteiligt sind. Der einsichtige Garten bietet zum einen Gesprächsstoff, um sich mit anderen PassantInnen auszutauschen, zum anderen Anknüpfungspunkte für Gespräche über den Gartenzaun hinweg mit den GärtnerInnen selbst.

„Als ich zum Garten komme, betritt ihn gerade eine Frau mit Kopftuch und Einkaufs-Trolley. Das Gartentor fällt hinter ihr zu und sie geht zu einem der Beete. Dort rupft sie Grünzeug aus und lässt ihren Blick auch über andere Beete schweifen, als würde sie prüfen ob alles in Ordnung sei. Ich lese an einer Informationstafel direkt neben dem Eingang, dass der Garten betreten werden

---

<sup>132</sup> Vgl. Beobachtungsprotokoll vom 30.7.2008, S. 2-3.

<sup>133</sup> Vgl. Schroer 2006 (wie Anm. 124), S. 244.

<sup>134</sup> Ebd., S. 246.

darf, wenn sich jemand darin befindet. Ich lasse dies aber sein und gehe stattdessen am niedrigen Zaun entlang bis ich am Beet der Frau ankomme. Ich bleibe stehen und grüße die Frau, woraufhin sie mich gleich freundlich zurückgrüßt. Als ich eine bewundernde Bemerkung über den wuchernden Garten mache, kommt sie näher an den Zaun und wir unterhalten uns etwas über das Projekt und über ihr angepflanztes Gemüse. [...] Ich habe das Gefühl, dass sie sich gerne über den Garten und die Pflanzen unterhält, leider sind ihre Deutschkenntnisse nicht so gut, was unser Gespräch etwas schwierig macht. Wir verabschieden uns schließlich wieder und ich gehe weiter, die Frau bleibt im Garten und wendet sich wieder ihrem Beet zu.“<sup>135</sup>

Über den Zaun hinweg, gleichsam am Übergang zwischen Gemeinschaftsgarten und Straßenraum, komme ich mit einer mir bisher unbekanntem Frau in ein Gespräch. Diese Form von Kommunikation kann mit dem Begriff des „Schwellengesprächs“ bezeichnet werden, den Johanna Rolshoven für Gespräche in „Übergangsräumen“ verwendet. Übergänge versteht sie, Andreas Paul folgend, als „eine Zone zwischen zwei Bereichen oder Ereignissen“<sup>136</sup> und führt als Beispiele Treppenhäuser, Stiegen und Vorgärten an.<sup>137</sup> Schwellengespräche bezeichnet sie als die oft „eigentlichen Gespräche; das Wichtigste lässt sich im Schutz des Unverbindlichen leichter sagen: im Gang, am Kopierer, in der Kantinenschlange, an der Ladentheke, beim Aufbruch im Flur nach einer Abendeinladung, wenn man eigentlich gehen will. Gerade die Flüchtigkeit solcher Kommunikation wird von vielen geschätzt: der pathische Charakter der Schwellengespräche, die scheinbar unbedeutende Rede um der Rede willen mit Bezug auf den unmittelbaren situativen Kontext“<sup>138</sup>. Der hier angesprochene unmittelbare situative Kontext stellt in der Situation eines Gesprächs über den Gartenzaun, oder auch zwischen GärtnerInnen, der Zustand der Beete, die aktuellen Wachstumsschübe der Pflanzen, der lästige Schädlingsbefall etc. dar und dient schließlich auch im „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ als Anknüpfungs- und Ausgangspunkt für stattfindende Kommunikation.

---

<sup>135</sup> Beobachtungsprotokoll vom 12.6.2008, S. 1.

<sup>136</sup> Andreas Paul: Übergänge. Funktionale, ästhetische, symbolische und soziale Bedeutung des Überganges in der gebauten Umwelt. Hamburg 1983, S. 16. Zit. nach Rolshoven 2000 (wie Anm. 121), S. 111.

<sup>137</sup> Vgl. Rolshoven 2000 (wie Anm. 119), S. 114.

<sup>138</sup> Ebd., S. 115.

### 3.5.5. Zwischen Privat und Öffentlich

Dass eine scharfe Trennung von privater und öffentlicher Sphäre nicht möglich ist, darauf verweist bereits der Wandel der Definitionen dieser Begriffe im Laufe ihrer Verwendung. Sowohl Privatheit als auch Öffentlichkeit sind sozial und kulturell überformte Kategorien, die im Wesentlichen gesellschaftlich definiert und so steter Veränderung unterworfen sind.<sup>139</sup> Johanna Rolshoven verweist auf die Schwierigkeit der Verwendung der „alteingeübte[n] [...] (Stadt-)Raumbestimmungskategorien“<sup>140</sup> aufgrund der durch sie postulierten dichotomischen Ordnung, die für ein *Dazwischen* keinen Raum lassen. In dieser Zwischenposition kann auch der (Privat)Garten betrachtet werden. Wird doch Privatheit immer auch mit nicht-öffentlich zugänglichen Räumen verbunden – wie etwa das Haus, die Wohnung, der eigene Garten oder Balkon.<sup>141</sup> Die Bezeichnung des Gartens als mögliche Pufferzone, die das Öffentliche auf Distanz zu halten vermag<sup>142</sup>, und die oftmals auf Repräsentation abzielende Gestaltung desselben, verweisen bereits auf die Schwierigkeit seiner eindeutigen Zuordenbarkeit zu den Begriffen öffentlich oder privat. Im Folgenden soll der Frage nachgegangen werden, wie der sich im öffentlichen Raum befindende „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ in diesem Spannungsfeld positioniert werden kann und auf welche Weise hier Nischen privaten Verhaltens geschaffen werden.

Die Wahrnehmung der Position zwischen privat und öffentlich, an der sich auch Gemeinschaftsgärten bewegen, ist bereits für New Yorks Community Gardens festgehalten, indem diese beschrieben werden als „a strange middle point between private and public space“<sup>143</sup>. Die Ambivalenz von Privatheit und Öffentlichkeit beschreibt Siegfried Lamnek auch für öffentliche Grünanlagen und Parks, in denen Privates vor den Augen von PassantInnen zelebriert wird. Die „Sphären des Privaten und des Öffentlichen berühren sich und sorgen so für Konflikt- und

---

<sup>139</sup> Vgl. Siegfried Lamnek: Die Ambivalenz von Öffentlichkeit und Privatheit, von Nähe und Distanz. In: Ders. und Marie-Theres Tinnefeld (Hg.): Privatheit, Garten und politische Kultur. Von kommunikativen Zwischenräumen. Opladen 2003, S. 40-65, hier S. 45.

<sup>140</sup> Rolshoven 2000 (wie Anm. 119), S. 108.

<sup>141</sup> Vgl. Marie-Theres Tinnefeld: Privatheit, Garten und politische Kultur. Einführende Gedanken. In: Siegfried Lamnek und dies. (Hg.): Privatheit, Garten und politische Kultur. Von kommunikativen Zwischenräumen. Opladen 2003, S. 18-25, hier S. 18.

<sup>142</sup> Vgl. Lamnek 2003 (wie Anm. 139), S. 59.

<sup>143</sup> Pasquali 2006 (wie Anm. 11), S. 101.

Kontaktpotenzial“<sup>144</sup>. Was Lamnek formuliert, kann auch auf den Nachbarschaftsgarten umgelegt werden. Im öffentlichen Raum und vor den Augen von Vorbeigehenden bepflanzen BewohnerInnen des Stadtteils Beete, ruhen sich aus, treffen sich zum Tee, spielen mit den Kindern, lesen etc. Dass der „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ dennoch anders wahrgenommen und genutzt wird als etwa ein öffentlicher Park oder Spielplatz – einmal ganz abgesehen vom Anbau von Obst und Gemüse –, darauf verweist auch folgende Beobachtung:

„Im Garten sind Silvia<sup>145</sup>, ihre kleine Tochter Lisa sowie ihre Mutter. [...] Neben dem Tisch ist eine Decke ausgebreitet mit allerlei Spielzeug darauf, in der Wiese ist ein Planschbecken aufgestellt und ein Wasserspielzeug. Lisa ist nur mit einer Windel bekleidet und spielt. [...] Silvia erzählt mir, dass sie manchmal jeden Tag hier sei. Lisa würde oft lieber zum Spielplatz gehen, Silvia ist aber der Garten lieber. Als ich frage woran das liegt, meint sie ‚Gute Frage!‘ und lacht. Mehr zum Spaß sagt sie ‚Hier sind keine schreienden Kinder‘, kann aber schließlich nicht genau sagen wieso sie lieber hier die Zeit verbringt.“<sup>146</sup>

Was den Nachbarschaftsgarten von *gewöhnlichen* öffentlichen Grünanlagen und Parks unterscheidet, und ihn gleichsam näher in die Sphäre des Privaten rückt, ist der ihn umgebende Zaun und die formulierten Zugangsregeln. Möglicherweise ist es gerade dieser private Charakter, der ausschlaggebend dafür ist, dass Silvia den Gemeinschaftsgarten dem öffentlichen Spielplatz vorzieht.

Die Gelegenheiten der Kontaktaufnahme bestehen nicht zuletzt aufgrund dessen, dass eben sämtliche Handlungen vor den Augen von PassantInnen stattfinden. Genau diese Einsehbarkeit kann für die Benutzbarkeit eines gemieteten Gartens in der Stadt auch als Problem beschrieben werden: die große Zahl potenzieller *Kontrolleure* in Form von PassantInnen könne zu einem Gefühl intensiver sozialer Kontrolle und zu Unsicherheit über die soziale Akzeptanz der Gartenbeschäftigung führen.<sup>147</sup> Angemerkt sei hierbei, dass das Konzept der Gemeinschaftsgärten ein anderes ist als

---

<sup>144</sup> Vgl. Lamnek 2003 (wie Anm. 139), S. 51.

<sup>145</sup> Namen von Garten-NutzerInnen wurden zwecks Anonymisierung geändert.

<sup>146</sup> Beobachtungsprotokoll vom 29.7.2008, S. 1-2.

<sup>147</sup> Vgl. Wulf Tessin: Der Traum vom Garten – ein planerischer Albtraum? (= Europäische Hochschulschriften Reihe XLII, Bd. 14). Frankfurt/Main 1994, S. 82-83.

jenes der an dieser Stelle problematisierten Mietergärten<sup>148</sup>, der Einwand der Einsehbarkeit ließe sich allerdings für beide Gartenformen anbringen.

Die Besonderheit des Nachbarschaftsgartens liegt auch in seiner Positionierung in der Stadt, denn „die urbanen Räume sind zugleich auch immer die öffentlichen Räume“<sup>149</sup>. Die Stadtsoziologie thematisiert die verstärkte Ausdehnung des Privaten in den öffentlichen Bereich, wodurch sie den öffentlichen Raum nachhaltig gefährdet sieht. So würden etwa zunehmend private Räume im öffentlichen Raum ausgebildet, für die eigene Zugangs- und Verhaltensregeln gelten.<sup>150</sup> Aus dieser Perspektive kann auch der „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ als gewissermaßen privater Raum betrachtet werden. Es gibt konkrete Zugangsregeln, die, zumindest wenn keiner der Beet-MieterInnen anwesend ist, anderen den Zutritt verwehren. Die Fläche bleibt zwar offiziell weiterhin öffentlicher Freiraum, ist aber als solcher nicht von allen AnrainerInnen in gleicher Weise nutzbar und nimmt so privaten Charakter an.

Schroer merkt an, dass in den Klagen der Gefährdung des öffentlichen Raumes oft vergessen werde, dass auch „klassische“ öffentliche Räume nicht jederzeit von jedem gleichberechtigt zu betreten waren.<sup>151</sup> „Entscheidend scheint [...] zu sein, dass die strenge Polarisierung von hier öffentlich und dort privat an Bedeutung verliert, weil die Unterscheidung von öffentlich und privat durch den öffentlichen bzw. privaten Raum hindurchgeht bzw. sich dort wiederholt, Privates und Öffentliches sich gegenseitig penetrieren und dabei Ableger hinterlassen.“<sup>152</sup> Öffentlichkeit und Privatheit existieren nicht schlicht nebeneinander, sie durchdringen einander und zurück bleiben Spuren, die auf das jeweils andere verweisen.<sup>153</sup> So finden sich auch im eigentlich öffentlichen Raum des „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ Spuren von privatem Verhalten. Das Planschbecken eines Kleinkindes zählt hierzu ebenso wie Treffen zum Tee im Garten. Eine gewisse *Inbesitznahme* von Teilen des

---

<sup>148</sup> Unter Mietergärten werden einzelne Garten-Parzellen verstanden, die BewohnerInnen in Geschosswohnungsbauten zur Miete angeboten werden. Die Parzellen befinden sich am Grundstück des Gebäudes oder in dessen Nähe. Sie sind zwar eingezäunt, jedoch von anderen Mietparteien einsehbar.

<sup>149</sup> Schroer 2006 (wie Anm. 124), S. 232.

<sup>150</sup> Vgl. ebd., S. 232-233.

<sup>151</sup> Vgl. ebd., S. 234.

<sup>152</sup> Ebd.

<sup>153</sup> Vgl. Armin Nassehi: „Zutritt verboten!“ Über die politische Formierung privater Räume und die Politik des Unpolitischen. In: Siegfried Lamnek und Marie-Theres Tinnefeld (Hg.): Privatheit, Garten und politische Kultur. Von kommunikativen Zwischenräumen. Opladen 2003, S. 26-39, hier S. 26-28.

Nachbarschaftsgartens und damit ein weiterer Aspekt, der den privaten Charakter des Raumes hervorstreicht, ist an den Schildern oder Tafeln ablesbar, mit denen einige GärtnerInnen ihr Beet markieren. Durch die subjektive Aneignung des Raumes wird der Garten zu einem privaten Ort für die GärtnerInnen,<sup>154</sup> auch wenn er mit seiner grundsätzlichen Offenheit für die Nachbarschaft in seiner Zwischenposition von öffentlich und privat bleibt.

### **3.5.6. Alltägliches Handeln im Gemeinschaftsgarten**

So wie sich die Motivation der einzelnen Beet-MieterInnen, sich an dem Gartenprojekt zu beteiligen, unterscheiden, so unterschiedlich gestaltet sich auch die bevorzugte Nutzung des Gartens. Es sollen hier nicht die Hintergründe dieser individuellen Entscheidungen hinterfragt werden, sondern festgehalten werden welche Formen von Nutzung der „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ erfährt. Die Verrichtung von Gartenarbeit scheint dabei zwar nahe liegend zu sein, ist aber nur eine Facette im Aktionsraum des Gartens. Die Beet-MieterInnen nutzen ihn ebenso für Freizeitaktivitäten, für das in Kontakt treten mit Nachbarn und halten sich mit Kindern hier auf. Dennoch finden auch ausschließlich auf die Gartenarbeit bezogene Besuche statt, bei denen Beet-MieterInnen den Garten zum Teil nur für kurze Zeit aufsuchen um etwa zu gießen oder zu ernten und sich anschließend wieder auf den Weg zu machen. Da der Großteil der GärtnerInnen in unmittelbarer Umgebung des Gartengeländes wohnt, sind solche Kurz-Besuche ohne große Umwege möglich und so kommt es auch vor, dass ein Beet-Mieter am Nachhauseweg nach der Nachtschicht noch einen kurzen Stop einlegt, um sein Beet zu gießen.<sup>155</sup>

Auch wenn der Garten gezielt aufgesucht wird, um sich der Gartenarbeit zu widmen, wird oft ein längerer Aufenthalt daraus. Über die gemeinsame Tätigkeit und das Teilen der Geräte sowie des Raumes entstehen leicht zwanglose Gespräche mit anderen Beet-MieterInnen, die ebenso unkompliziert beendet werden können, indem sich jeder wieder seiner Tätigkeit zuwendet:

---

<sup>154</sup> Vgl. Madlener 2008 (wie Anm. 5), S. 161.

<sup>155</sup> Vgl. Beobachtungsprotokoll vom 30.7.2008, S. 1-2.

„Noch eine Frau kommt in den Garten. Sie beginnt ihr Beet zu gießen. Sie bekommt das Gespräch der beiden anderen mit und schaltet sich ein. [...] Die Frauen kennen sich wohl nicht wirklich, kommen aber durch das nebeneinander gärtnern leicht ins Gespräch. Nach und nach wendet sich jede wieder ihrer Arbeit am Beet zu.“<sup>156</sup>

Abgesehen von diesen zufälligen Begegnungen finden auch arrangierte Treffen im Nachbarschaftsgarten statt, die von den InitiatorInnen organisiert werden. Dazu zählen die in regelmäßigen Abständen von zwei bis vier Wochen stattfindenden Gartentreffen sowie die Feste im Garten und diverse gemeinschaftliche Aktionen wie das Bepflanzen der Gemeinschaftsbeete oder das Setzen von Wildem Wein entlang des Zaunes. Aktionen wie diese können als Impulse seitens der OrganisatorInnen verstanden werden, um das Entstehen einer Gemeinschaft und Kontakte zu fördern.

Eine andere Form von arrangierten Treffen im Nachbarschaftsgarten geht nicht von den InitiatorInnen des Projekts aus, sondern von Beet-MieterInnen selbst. Sie treffen sich im Garten mit Familie oder mit Freunden, die nicht aktiv am Gartenprojekt beteiligt sind, um sich hier gemeinsam aufzuhalten. Die Verrichtung von Gartenarbeit spielt dabei keine oder nur eine untergeordnete Rolle. So erklärte mir eine Frau bei einem meiner Besuche im Garten auf die Frage, ob sie auch hier seien um etwas am Beet zu erledigen, ganz verwundert, dass doch um diese Jahreszeit (Mitte August) bis auf die Ernte nichts mehr zu tun sei. Sie seien also selbstverständlich nur hier, um Zeit im Freien zu verbringen und sich zu unterhalten.<sup>157</sup> Bei solchen gemeinsamen Aufenthalten, die mehrere Stunden dauern können, ist oft auch für ausreichend Verpflegung und Unterhaltung gesorgt. An einem sonnigen Nachmittag traf ich im Garten auf eine junge Mutter, die ein kleines Planschbecken für ihre Tochter im Garten aufgestellt hatte. Mit dabei war die Großmutter des Kindes, am Tisch standen Fruchtsaft, Plastikbecher und Obst.<sup>158</sup> Am frühen Abend des selben Tages saßen Frauen – eine davon eine Beet-Mieterin – mit einem mitgebrachten Gaskocher im Garten. Sie tranken frisch aufgebrihten Tee und hatten den Tisch mit Keksen, Nüssen und Popcorn gedeckt. Auch wenn die Szenerien von Außen im ersten Moment beinahe

---

<sup>156</sup> Beobachtungsprotokoll vom 1.8.2008, S. 3.

<sup>157</sup> Vgl. Beobachtungsprotokoll vom 10.8.2008, S. 1-2.

<sup>158</sup> Vgl. Beobachtungsprotokoll vom 29.7.2008, S. 1.

wie eine geschlossene Gesellschaft oder ein privates Zusammensein wirkte, als ich den Eintritt in den Garten *wagte*, wurde ich als Besucherin willkommen geheißen und an den Tisch gebeten.<sup>159</sup>

Ohne aktives Auffordern betreten allerdings nur selten PassantInnen den Garten. Öfter finden Unterhaltungen über den Zaun statt. Aus Gesprächen mit den GärtnerInnen geht hervor, dass der Kontakt mit PassantInnen und interessierten NachbarInnen durchaus nicht nur von den OrganisatorInnen sondern auch von Beet-MieterInnen selbst als erstrebenswert und positiv betrachtet wird. Der *Hürde* des verschlossenen Gartentores sind sich die GärtnerInnen bewusst, manche versuchen dagegen zu steuern, indem sie aktiv PassantInnen ansprechen und in den Garten einladen. Trotz dieser positiven Einstellung gegenüber Garten-BesucherInnen ist eine gewisse Irritation zu bemerken, wenn jemand Unbekannter, ohne Schlüssel, sich alleine im Garten aufhält.<sup>160</sup> Auch wenn der Nachbarschaftsgarten als öffentlicher Raum betrachtet wird<sup>161</sup>, die aufgestellten Zugangsregeln werden in der Regel sowohl von Seiten der BesucherInnen als auch von Seiten der GärtnerInnen an- und ernstgenommen.

Mit dem Treffen und Kennenlernen der Beet-MieterInnen scheinen zum Teil bereits freundschaftliche oder zweckgebundene Verbindungen entstanden zu sein. Es werden Tipps gegeben, Wissen, geerntetes Gemüse oder Rezepte ausgetauscht. Durch die Sonderbeete der Schule, des Kindergartens und des Pflegekrankenhauses findet noch eine andere Form von Handeln Eingang in den Alltag des Nachbarschaftsgartens. Das Hochbeet des Pflegekrankenhauses, das mittels einer Einfassung aus Pflastersteinen auch für Rollstuhlfahrer zugänglich ist, wird für therapeutische Zwecke genutzt. Regelmäßig wird es von betreuten Gruppen alter Menschen besucht, die Gartenarbeit verrichten oder denen auf diesem Wege schlicht Kontakt zu Pflanzen und Erde ermöglicht wird. Die einzige fix installierte Bank mit Rückenlehne am Gelände ist hierfür in direkter Nähe des Hochbeetes positioniert, um von ihr aus einen Blick auf

---

<sup>159</sup> Vgl. Beobachtungsprotokoll vom 10.8.2008, S. 1-3.

<sup>160</sup> Eine Erfahrung, die ich im Zuge meiner Beobachtung selbst machen musste, als ich mich alleine im verschlossenen Garten befand. Ich wurde sofort als *Garten-Fremde* erkannt und verwundert gefragt, wie ich ohne Schlüssel in den Garten gekommen sei. Nachdem mir noch erklärt wurde, dass dies doch eigentlich nicht erlaubt sei, wurde mir ausführlich das angebaute und prächtig gedeihende Gemüse gezeigt. (Vgl. Beobachtungsprotokoll vom 1.8.2008, S. 2.)

<sup>161</sup> Vgl. Beobachtungsprotokoll vom 15.7.2008, S. 2.

das Beet zu haben. Mit den Parzellen der Schule, des Kindergartens und auch mit dem von einem Gartentherapeuten gemeinsam mit Kindern angelegten Kräuterbeet soll Kindern und Jugendlichen Natur näher gebracht und biologische Kenntnisse vermittelt werden. Neben dem damit einhergehenden Aspekt des Gartens als Lernort werden mithilfe der Sonderbeete junge und alte Menschen in den Alltag des Nachbarschaftsgartens integriert. Dieser intergenerative Ansatz wird von Nadja Madlener auch als wesentlich in den Zielen und Absichten der InitiatorInnen des Gartenprojekts hervorgehoben.<sup>162</sup>

### **3.5.7. Raumtheoretische Überlegungen zum „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“**

Folgt man der Argumentation von Martina Löw, ist eine Analyse der Konstitution von Raum erst dann möglich, wenn sowohl seine „Bausteine“ als auch deren Beziehung zueinander bekannt sind.<sup>163</sup> Dies sollte mit dem bisher Ausgeführten, das von der eingangs dargestellten materiellen Gestaltung und Ausstattung des Geländes bis zu den zuletzt beschriebenen Handlungen reicht, bewerkstelligt sein. Nun sollen die Fäden zusammengeführt werden, um die spezifische Konstitution des Raumes „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ zu analysieren. In der Europäischen Ethnologie / Volkskunde wird wie in anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen aktuell vermehrt auf die „Raumsoziologie“ von Martina Löw zurückgegriffen.<sup>164</sup> Auch ich wende für meine Überlegungen zu großen Teilen Löws relationalen Raumbegriff an, demzufolge Räume stets sozial konstruiert sind. Wie dieses Konzept auf den konkreten Raum Nachbarschaftsgarten anwendbar ist und wo dessen Grenzen sind, wird im Folgenden aufgezeigt.

Nach Martina Löws Ausführungen entstehen Räume in der relationalen (An-)Ordnung von sozialen Gütern und Lebewesen, das heißt in ihrer „Plazierung in Relation zu

---

<sup>162</sup> Vgl. Interview vom 15.8.2008 mit Nadja Madlener, Transkript S. 8.

<sup>163</sup> Vgl. Martina Löw, Silke Steets und Sergej Stoetzer: Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie. Opladen 2007, S. 65.

<sup>164</sup> Für die Europäische Ethnologie/Volkskunde siehe etwa Johanna Rolshoven: Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. In: Zeitschrift für Volkskunde, 99. Jg. 2003, S. 189-213.

anderen Plazierungen“<sup>165</sup>. Die Schreibweise „(An-)Ordnung“ verweist bereits auf die gesellschaftliche Ordnung, die durch Räume geschaffen wird einerseits, und auf den Prozess des Anordnens andererseits. Soziale Güter können dabei materielle soziale Güter (etwa Tische, Stühle oder Regale) sowie symbolische soziale Güter (beispielsweise Werte oder Vorschriften) sein. Ebenso raumprägend wie soziale Güter sind auch Menschen, die durch Handlungen anderer Menschen positioniert werden oder sich selbst aktiv positionieren und so in die Konstitution von Räumen integriert sind.<sup>166</sup>

Für die Entstehung von Raum unterscheidet Löw zwischen zwei analytisch zu trennenden Prozessen: dem Spacing und der Syntheseleistung. Mit Spacing benennt sie den Vorgang des „Plazieren[s] von sozialen Gütern und Menschen bzw. das Positionieren primär symbolischer Markierungen, um Ensembles von Gütern und Menschen als solche erkenntlich zu machen“<sup>167</sup>. Die Syntheseleistung ermöglicht schließlich über Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse die Verknüpfung von Gütern und Menschen zu Räumen beziehungsweise zu einem Baustein, der in die Konstruktion von Raum miteinbezogen werden kann. Durch Raumvorstellungen und institutionalisierte Raumkonstruktionen ist diese Verknüpfungsleistung ebenso vorstrukturiert wie durch den klassen-, geschlechts- und kulturspezifischen Habitus.<sup>168</sup>

Im Falle des „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ synthetisieren Menschen die angelegten Beete, die Wiese, die Bäume, die materielle Ausstattung (Tische, Bänke, Werkzeuge etc.), den Zaun sowie – sofern anzutreffen – die GärtnerInnen zu einem Raum. Die Menschen – Beet-MieterInnen oder BesucherInnen – können dabei nicht nur Elemente dessen sein, was zu Räumen zusammengefasst wird, sie können in ihrem Handeln auch Räume schaffen und die Raumkonstruktionen beeinflussen durch ihre Mimik, Gestik und Sprache. Soziale Güter sollen den Menschen allerdings nicht als passive Objekte gegenübergestellt werden. Auch sie verfügen über eine

---

<sup>165</sup> Löw 2001 (wie Anm. 110), S. 224.

<sup>166</sup> Vgl. ebd., S. 153-154.

<sup>167</sup> Ebd., S. 158.

<sup>168</sup> Vgl. ebd., S. 159 und 225.

Außenwirkung und beeinflussen so ebenfalls die Möglichkeiten der Raumkonstruktionen.<sup>169</sup>

Der Einfluss des Handelns der Menschen auf die Konstitution von Raum zeigt sich im „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ besonders deutlich. Und zwar nicht nur aufgrund des an der Informationstafel festgehaltenen Gebots, den Garten nur zu betreten, wenn sich GärtnerInnen darin aufhalten. Das Verhalten der Beet-MieterInnen – insbesondere im Moment des Kontakts mit PassantInnen oder BesucherInnen – wirkt sich nachhaltig aus auf die Wirkung der Anlage hinsichtlich seiner Offen- bzw. Verschlussenheit. Ein aktives Zugehen der GärtnerInnen auf PassantInnen in Form eines Gespräches oder einer Einladung in den Garten vermittelt erst deutlich das Offen-Sein des Raumes auch für die Nutzung von AnrainerInnen ohne ein gemietetes Beet. Werden PassantInnen angesprochen, öffnet sich der Raum. Der Zaun muss dann auch nicht sein *Ende* bedeuten, durch die Kontaktaufnahme über diese Grenze hinweg reicht der (Kommunikations-)Raum Nachbarschaftsgarten darüber hinaus. Arbeiten die GärtnerInnen ohne aufzusehen an ihren Beeten, bleibt die Anlage für PassantInnen vergleichsweise verschlossen – auch wenn sie laut der Informationstafel jederzeit genutzt werden darf, sofern sich jemand darin aufhält.

Dass trotz der stattfindenden Kommunikation zwischen PassantInnen und Beet-MieterInnen und trotz aktiver Aufforderung von Seiten der GärtnerInnen, doch auch in den Garten zu kommen, die Reaktionen darauf in der Regel zurückhaltend sind und die *Hürde* des Gartentores nur selten überwunden wird, verweist meines Erachtens vor allem auf die Wirkung der materiellen Seite des Raumes, auf deren Berücksichtigung Markus Schroer besonderen Wert legt. Er plädiert dafür, neben der Betonung der aktiven Hervorbringung sozialer Räume, auch auf die Wirksamkeit räumlicher Arrangements hinzuweisen, wenn sich diese geformt haben.<sup>170</sup> Relationale Raumkonzepte würden die Tatsache vernachlässigen, dass es Räume gibt, die Verhalten, Handlungen und Kommunikationen prägen und vorstrukturieren. Die Interaktionsabläufe werden dabei zwar nicht vom Raum selbst strukturiert, vielmehr führen Bedeutungen, die Menschen bestimmten räumlichen Eigenschaften

---

<sup>169</sup> Vgl. ebd., S. 154-155.

<sup>170</sup> Vgl. Schroer 2006 (wie Anm. 124), S. 175.

zuschreiben, zu einem bestimmten Verhalten. Diese Bedeutungszuschreibung wird allerdings nicht in jeder Situation erneut vorgenommen, sondern ist spezifischen räumlichen Arrangements bereits immanent, „weil die Bedeutungen und Wertigkeiten der Akteure bereits in sie eingeschrieben sind“<sup>171</sup>, was ein bestimmtes Verhalten nahe legt und anderes unterdrückt.<sup>172</sup>

Mit dem ihn umgebenden Zaun wird der Garten auch ohne Zutun etwa von GartennutzerInnen als deutlich abgegrenzter Raum erkannt, der nicht ohne weiteres betreten wird. Der nur halbhohe Zaun entlang der Beete ermöglicht Einsichtigkeit und Kommunikation zwischen GärtnerInnen und PassantInnen. Als eindeutige Abgrenzung stellt er aber auch – vor allem in Verbindung mit dem verschlossenen Gartentor – eine Schwelle dar, die von potentiellen BesucherInnen für gewöhnlich nicht überschritten wird. Die blickdichte Grenze zur Bahntrasse fördert hingegen die Nutzung des Gartens als Rückzugsort, das Ansprechen von PassantInnen in diesem Bereich wird damit unwahrscheinlich. Von einem „bestimmten materiellen Raum gehen ganz bestimmte soziale Wirkungen aus“<sup>173</sup>. Neben der sozialen Herstellung des Raumes gelte es also ebenso zu berücksichtigen, inwieweit der Raum mit seinen Vorgaben soziales Handeln und Verhalten bedingt.

Was Schroer spezifischen räumlichen Arrangements zuschreibt, nämlich bestimmtes Verhalten nahe zu legen und anderes zu unterdrücken, postuliert Löw für räumliche Strukturen, die sie als Formen gesellschaftlicher Strukturen versteht. Strukturen beschreibt sie dabei – Anthony Giddens’ Argumentationen folgend – als „Regeln und Ressourcen [...], die rekursiv in Institutionen eingelagert sind“<sup>174</sup> und die unabhängig von Ort und Zeitpunkt wirken. Strukturen ermöglichen also Handeln und werden schließlich im handelnden Rückgriff auf die Regeln erneut produziert. Diese Dualität von Handeln und Struktur legt Löw auch auf den Raum um: räumliche Strukturen bringen eine Form von Handeln hervor, das in der Konstitution von Räumen jene räumlichen Strukturen reproduziert.<sup>175</sup> In Institutionen eingelagert bieten sie

---

<sup>171</sup> Ebd., S. 177.

<sup>172</sup> Vgl. ebd., S. 175-177.

<sup>173</sup> Ebd., S. 177.

<sup>174</sup> Löw 2001 (wie Anm. 110), S. 167.

<sup>175</sup> Vgl. Löw u.a. 2007 (wie Anm. 163), S. 59-63.

Handlungssicherheiten, schränken Handlungsmöglichkeiten aber auch ein.<sup>176</sup> Von institutionalisierten Räumen spricht Löw, „wenn die (An-)Ordnungen über individuelles Handeln hinaus wirksam bleiben und genormte Syntheseleistungen und Spacings nach sich ziehen“<sup>177</sup>.

So eine institutionalisierte Verknüpfung ist auch auf den Garten anwendbar. Stellt man sich einen Garten vor, denkt man wie selbstverständlich an Pflanzen, Sitzgelegenheiten, Beete, einen Zaun etc. Die in der Regel in dieser Weise wahrgenommene Form wird beim Einrichten eines Gartens wiederum reproduziert. Auch wenn mit dem gemeinschaftlich genutzten Nachbarschaftsgarten eine sehr spezifische Form von Garten verwirklicht wird und dies zusätzlich an einem ungewohnten Standort – nämlich inmitten der Stadt – kann davon ausgegangen werden, dass die Anlage als Garten verstanden wird. Mit dem Zaun als Teil der räumlichen Struktur wird der verhinderte Zugang ebenso (an)erkannt wie die Möglichkeit eines zwanglosen Gespräches darüber hinweg.

Auch wenn es – wie es Elmar J. Koenen beschreibt – befremdlich anmuten mag, „konkrete, physische Objekte“, wie etwa einen Garten, als sozial konstruiert zu bezeichnen<sup>178</sup>, ist eine Anwendung des von Martina Löw entwickelten Konzeptes des Raumes als „relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern“<sup>179</sup> in vielen Punkten auch für die Analyse der Konstitution des Raumes „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ zielführend. Insbesondere die Betonung des Einflusses von Handeln und Verhalten der Menschen auf die Wirkung eines Raumes ist meines Erachtens im Falle der vorliegenden Untersuchung zentral. Wird doch für Kulturwissenschaften wie die Europäische Ethnologie / Volkskunde als besonders wichtig erachtet, sich über das menschliche Handeln an Kategorien wie Raum und Zeit anzunähern:<sup>180</sup> „Es sind die Menschen in ihrem Agieren, in ihrem Bewegen und

---

<sup>176</sup> Vgl. Löw 2001 (wie Anm. 110), S. 172.

<sup>177</sup> Ebd., S. 226.

<sup>178</sup> Vgl. Elmar J. Koenen: Öffentliche Zwischenräume. Zur Zivilisierung räumlicher Distanzen. In: Thomas Krämer-Badoni und Klaus Kuhm (Hg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie (= Stadt, Raum und Gesellschaft, Bd. 21). Opladen 2003, S. 155-172., hier S. 157.

<sup>179</sup> Löw 2001 (wie Anm. 110), S. 63.

<sup>180</sup> Vgl. Thomas Hengartner: Zur Ordnung von Raum und Zeit. Volkskundliche Anmerkungen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 98. Jahrgang, 2002, S. 27-39, hier S. 34.

Handeln, die (den) Raum schaffen.“<sup>181</sup> Mit einer ergänzenden Berücksichtigung dessen, was der Raum materiell vorgibt lässt sich mithilfe des relationalen Raumbegriffes eine Analyse der Raumkonstitution des Nachbarschaftsgartens und deren Auswirkungen auf die hier Agierenden bewerkstelligen.

---

<sup>181</sup> Ebd., S. 36.



Abb. 3: „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“

## 4. Schlussbetrachtungen

Mit einem Gemeinschaftsgarten findet ein bisher noch relativ neuer Freiraumtyp Eingang in die städtische Landschaft. Er unterscheidet sich durch den Anbau von Nutzpflanzen und durch seine Gestaltung eindeutig von einer *gewöhnlichen* Parkanlage, ist durch seine – wenn auch eingeschränkte – Zugänglichkeit und Öffentlichkeit aber ebenso nicht Privat- oder Kleingärten zuzurechnen. Marit Rosol beschreibt Gemeinschaftsgärten als eine Freiraumform, die „durch eine gärtnerische Nutzung, eine gemeinschaftliche Pflege der Flächen und eine gewisse Öffentlichkeit gekennzeichnet“<sup>182</sup> ist. Als solche erfüllen sie andere Funktionen als etwa öffentliche Parks oder stadtnahe Erholungsgebiete und bieten damit andere Möglichkeiten der Freiraumnutzung beziehungsweise des Naturzuganges im urbanen Raum. Was zentral an den Gemeinschaftsgartenprojekten ist, schlägt sich bereits in ihrer Bezeichnung nieder: das Ziel einer *gemeinsamen* Nutzung der Fläche und damit die Möglichkeit Kontakte zu knüpfen und eine Gemeinschaft aufzubauen.

Rosol bestimmt in ihrer Arbeit drei Typen von Gemeinschaftsgärten: „Nachbarschaftsgärten‘ (die sich an die unmittelbare Umgebung richten), ‚Thematische Gärten‘ (bei denen ein Thema bzw. eine spezifische Zielgruppe im Mittelpunkt steht) sowie ‚Thematische Nachbarschaftsgärten‘ (welche sowohl ein Thema fokussieren als auch die unmittelbare Nachbarschaft)“<sup>183</sup>. Folgt man dieser Unterscheidung, ist der in dieser Arbeit behandelte Garten der ersten Form zuzurechnen. Dass er sich explizit an BewohnerInnen der unmittelbaren Umgebung richtet, zeigt bereits die Wahl der Bezeichnung „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“. Auch eine Eintragung auf der Website des Projekts verweist auf das Zielpublikum der InitiatorInnen:

„Ab April 2008 steht den NachbarInnen der Umgebung entlang der Heigerleinstrasse / Ecke Seeböckgasse ein Freiraum zum Gärtnern zur Verfügung. Wir haben dieses Projekt Nachbarschaftsgarten genannt.“<sup>184</sup>

---

<sup>182</sup> Rosol 2006 (wie Anm. 9), S. 7.

<sup>183</sup> Ebd., S. ii.

<sup>184</sup> <http://www.gartenpolylog.org> (Zugriff am 11.11.2008).

Und als im Oktober 2008 für das nächste Jahr ein Beet frei wird, ist zu lesen:

„Beet wird frei! Liebe NachbarInnen, im Nachbarschaftsgarten Heigerlein wird für die kommende Saison ein Beet frei. Bitte geben Sie Ihren Namen, Adresse und Telefonnummer bei der Gebietsbetreuung (Tel. 01/ 406 41 54) bekannt, wenn Sie interessiert sind. Der Garten richtet sich an die umliegende Nachbarschaft, bitte berücksichtigen Sie dies!“<sup>185</sup>

Indem sich der Gemeinschaftsgarten an die umliegende Nachbarschaft wendet, stellt er ein spezielles Angebot wohnungsnahen Freiraums dar, das – zumindest für die Beet-MieterInnen – jederzeit und zu verschiedenen Zwecken genutzt werden kann.

„Gesellschaftliche Räume sind stets historisch vorgezeichnet, etwa über die Architektur einer Stadt, den 'Geist' der Bauten, ihre Chiffre als sakrale Räume etwa, als Repräsentationsräume, als Freizeit- oder Arbeitsräume, welche wiederum gruppen-, status- und geschlechtsspezifische Zuordnungen beinhalten.“<sup>186</sup> Mit dem Standort Wien befindet sich der „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ in einer an Grünflächen nicht armen Stadt. Bereits in den 1920er Jahren wurde investiert in die Anlage und den Ausbau von öffentlichen Freiräumen, die nicht nur ästhetischen Vorstellungen, sondern auch den Freiraumbedürfnissen der Bevölkerung entsprechen sollten. Das Angebot an tatsächlich benutzbaren Grünflächen wurde also erweitert. Mit einem Parkschutzgesetz wurden bestehende Gärten der Bodenspekulation und einem unkontrollierten Bebauen entzogen.<sup>187</sup> Die Stadt verfügt so bis heute über einen vergleichsweise hohen Anteil an Parks, (öffentlichen und privaten) Gartenanlagen und Grünflächen. Der Nachbarschaftsgarten nimmt mit seinen Zugangsbeschränkungen, seiner Möglichkeit als Nutzgarten und seiner relativen Offenheit in der Gestaltung eine andere Position ein als diese öffentlichen Freiräume. Er gestattet damit auch eine andere Form des Naturkontakts und der Nutzung.

Sind Räume zwar durch Vorgaben wie die Architektur oder die Grünflächenpolitik einer Stadt vorgezeichnet, so sind sie in ihrer Konstitution auch wesentlich von den

---

<sup>185</sup> <http://www.gartenpolylog.org> (Zugriff am 11.11.2008).

<sup>186</sup> Rolshoven 2003 (wie Anm. 164), S. 198.

<sup>187</sup> Vgl. Rupert Doblhammer: Soziales Grün. Neue Wiener Parks im 20. Jahrhundert. In: Karl Brunner und Petra Schneider (Hg.): Umwelt Stadt. Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien (= Wiener Umweltstudien, Bd. 1). Wien, Köln, Weimar 2005, S. 458-465, hier S. 460-462.

spezifischen Bedingungen ihrer Entstehung beziehungsweise Herstellung beeinflusst. Dies anhand eines Gemeinschaftsgartens aufzuzeigen, ist ein Anspruch dieser Arbeit. Wie sich der „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ heute darstellt ist Ergebnis eines Prozesses, der auch weiterhin nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann, ist die Raumkonstitution doch – wie gezeigt werden sollte – wesentlich von den hier Agierenden und ihrem Handeln bestimmt.

Dass sich die Gartenanlage als Resultat verschiedener Handlungen und Aushandlungen nun in dieser spezifischen Weise präsentiert, ist zu großen Teilen auf die enge und als positiv beschriebene Zusammenarbeit des Vereins „Gartenpolylog“ mit Vertretern der Stadt Wien zurückzuführen. Die Spuren dieser Zusammenarbeit und auch der damit immer wieder eingegangenen Kompromisse erkennt man in der Gestaltung der Abgrenzung des Gartens, in der von städtischer Seite zur Verfügung gestellten Ausstattung wie Container, Gartenmöbel oder Mülleimer und nicht zuletzt an den Hinweisen auf diese Kooperation an der Informationstafel. Worauf die Initiatorin Nadja Madlener wiederholt hinweist, ist die nicht selbstverständliche großzügige Unterstützung des Gemeinschaftsgarten-Projekts von Seiten der Stadt. Diese sei vor allem zurückzuführen auf den Status der Aktion als Pilotprojekt in Wien.

Mit dieser Hilfe von städtischer Seite – und auch aufgrund der Tatsache, dass Wien über eine Reihe von in der Regel gepflegter Grün- und Parkanlagen verfügt – fehlt gewissermaßen auch das vielen Gemeinschaftsgarten-Projekten anhaftende *Selbsthilfe-Moment*. Ich bezeichne hiermit die Initiative, die einzelne StadtbewohnerInnen ergreifen, um ihre Umgebung zu verschönern beziehungsweise ihre Lebenssituation zu verbessern und sich wohnungsnahen städtischen Freiraum zur Nutzung erobern, wie es etwa für Community Gardens in New York beschrieben wird. Das damit üblicherweise einhergehende, von Beginn an sehr starke Engagement sowie die Identifikation mit dem schließlich als Gemeinschaftsgarten umgemodelten Gelände, kommt bei den Beet-MieterInnen des „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ nicht zu tragen. Das bedeutet nicht, dass diese Identifikation mit dem Projekt, die schließlich auch von den InitiatorInnen angestrebt wird, nicht *wachsen* kann. Angesprochen soll lediglich die spezifische Ausgangssituation dieses Gartens betreffend der Identifikation mit der Aktion und dem Raum werden.

Insbesondere auf die physische Gestalt des „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“ wirkt sich auch die Auswahl des Geländes nachhaltig aus. Die Suche nach einem solchen gestaltete sich als relativ schwierig<sup>188</sup>, da Wien – im Gegensatz zu Städten wie etwa Berlin – über vergleichsweise wenig brachliegende städtische Flächen verfügt. Das schließlich gewählte Gelände gab Standortbedingungen vor wie Abschüssigkeit oder Zugang zu einer Wasserleitung. Die Fläche bot die blickdichte Grenze der Böschung sowie die bereits bestehende Umzäunung mit dem hüfthohen Eisenzaun, der schlussendlich beibehalten wurde. All dies wirkt sich sowohl auf die Gestaltung als auch auf die Nutzung des Gartens aus.

Was der Raum vorgibt ist also keineswegs *einfach da*, sondern ist durch spezifische Entstehungsbedingungen und –geschichten geprägt. Diese wirken sich in unterschiedlichem Ausmaß und auf unterschiedliche Weise auf die prozesshafte Konstitution des Raumes aus, was mit den getätigten Ausführungen dargelegt werden sollte.

---

<sup>188</sup> Vgl. Interview vom 15.8.2008 mit Nadja Madlener, Transkript S. 4.

## Literaturverzeichnis

Beer, Bettina: Systematische Beobachtung. In: Dies. (Hg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Berlin 2003, S. 119-141.

Brunner Karl und Petra Schneider (Hg.): Umwelt Stadt. Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien (= Wiener Umweltstudien, Bd. 1). Wien, Köln, Weimar 2005.

Doblhammer Rupert: Soziales Grün. Neue Wiener Parks im 20. Jahrhundert. In: Karl Brunner und Petra Schneider (Hg.): Umwelt Stadt. Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien (= Wiener Umweltstudien, Bd. 1). Wien, Köln, Weimar 2005, S. 458-465.

Fiebertshäuser, Barbara: Feldforschung und teilnehmende Beobachtung. In: Dies. und Annedore Prengel (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim, München 2003, S. 503-534.

Grünsteidl, Irmtraud: Community Gardens. Grüne Oasen in den Ghettos von New York. In: Elisabeth Meyer-Renschhausen und Anne Holl (Hg.): Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Innsbruck 2000, S. 125-138.

Hammer, Birgit: Das Eigene und das Fremde. In: Stefan Bernhard und Philipp Sattler (Hg.): Vor der Tür: Aktuelle Landschaftsarchitektur aus Berlin. München 1997, S. 44-47.

Hauser, Susanne und Christa Kamleitner (Hg.): Ästhetik der Agglomeration (= Zwischenstadt, Bd. 8). Wuppertal 2006.

Hauser, Susanne: Grenzen in Agglomeration. In: Dies. und Christa Kamleitner (Hg.): Ästhetik der Agglomeration (= Zwischenstadt, Bd. 8). Wuppertal 2006, S. 56-65.

Hengartner, Thomas: Zur Ordnung von Raum und Zeit. Volkskundliche Anmerkungen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 98. Jahrgang, 2002, S. 27-39.

Inhetveen, Heide: Hortikultur – Abbild der Informellen Ökonomie und Vorbild für Vorsorgendes Wirtschaften. In: Elisabeth Meyer-Renschhausen (Hg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit (= Frauen, Gesellschaft, Kritik, Bd. 35). Herbolzheim 2002, S. 17-29.

Kirby, Ellen und Elizabeth Peters: Community Gardening. New York 2008.

Koenen, Elmar J.: Öffentliche Zwischenräume. Zur Zivilisierung räumlicher Distanzen. In: Thomas Krämer-Badoni und Klaus Kuhm (Hg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie (= Stadt, Raum und Gesellschaft, Bd. 21). Opladen 2003, S. 155-172.

Krämer-Badoni, Thomas und Klaus Kuhm (Hg.): Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie (= Stadt, Raum und Gesellschaft, Bd. 21). Opladen 2003.

Lamnek, Siegfried und Marie-Theres Tinnefeld (Hg.): Privatheit, Garten und politische Kultur. Von kommunikativen Zwischenräumen. Opladen 2003.

Lamnek, Siegfried: Die Ambivalenz von Öffentlichkeit und Privatheit, von Nähe und Distanz. In: Ders. und Marie-Theres Tinnefeld (Hg.): Privatheit, Garten und politische Kultur. Von kommunikativen Zwischenräumen. Opladen 2003, S. 40-65.

Lindner, Rolf: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß. In: Zeitschrift für Volkskunde, 77. Jahrgang, 1981, S. 51-66.

Löw, Martina: Raumsoziologie. Frankfurt/Main 2001.

Löw, Martina, Silke Steets und Sergej Stoetzer: Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie. Opladen 2007.

Madlener, Nadja: Grüne Lernorte – Gemeinschaftsgärten in Berlin. Diss., Univ. Wien 2008.

Meyer-Renschhausen, Elisabeth und Anne Holl (Hg.): Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Innsbruck 2000.

Meyer-Renschhausen, Elisabeth (Hg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit (= Frauen, Gesellschaft, Kritik, Bd. 35). Herbolzheim 2002.

Meyer-Renschhausen, Elisabeth: Unter dem Müll der Acker. Community Gardens in New York City (= Konzepte / Materialien, Bd. 2). Königstein/Taunus 2004.

Müller, Christa: Interkulturelle Grenzöffnungen, Geschlechterverhältnisse und Eigenversorgungsstrategien: Zur Entfaltung zukunftsfähiger Lebensstile in den Internationalen Gärten Göttingen. In: Nebelung, Andreas u.a. (Hg.): Geschlechterverhältnisse – Naturverhältnisse. Feministische Auseinandersetzungen und Perspektiven der Umweltsoziologie. Opladen 2001, S. 183-196. Hier zitiert nach: [http://www.stiftung-interkultur.de/ik\\_grenzoeffnungen.pdf](http://www.stiftung-interkultur.de/ik_grenzoeffnungen.pdf) (Zugriff am 16.11.2008).

Müller, Christa: Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse. München 2002.

Müller, Christa: Interkulturelle Gärten – Urbane Orte der Subsistenzproduktion und der Vielfalt. In: Deutsche Zeitschrift für Kommunikationswissenschaften, Bd. 1, 2007, S. 55-67. Hier zitiert nach: <http://www.stiftung-interkultur.de/mueller.urbanesubsistenz.pdf> (Zugriff am 16.8.2008).

Müller, Christa: Zur Bedeutung von Interkulturellen Gärten für eine nachhaltige Stadtentwicklung. Vortrag auf der internationalen Tagung „Gärten als Alltagskultur“ am 23. Mai 2008, Universität Kassel. Hier zitiert nach: [http://www.stiftung-interkultur.de/mueller\\_nachhaltigkeit.pdf](http://www.stiftung-interkultur.de/mueller_nachhaltigkeit.pdf) (Zugriff am 16.8.2008).

Nassehi, Armin: „Zutritt verboten!“ Über die politische Formierung privater Räume und die Politik des Unpolitischen. In: Siegfried Lamnek und Marie-Theres Tinnefeld (Hg.): Privatheit, Garten und politische Kultur. Von kommunikativen Zwischenräumen. Opladen 2003, S. 26-39.

Natter, Tobias G.: „Denn mein Park ist mein Herz.“ Gedanken zum neuzeitlichen Gartenbild. In: Grenzenlos idyllisch. Garten und Park in Bildern von 1880 bis heute (Ausstellung der Österreichischen Galerie Wien in Schloß Halbturn, 8 Mai bis 26. Oktober 1992, Wien 1992, S. 19-31.

Österreicher, Ingo: City Farmen und Community Gardens. Freiraumplanerische Annäherung an ein britisches Phänomen gemeinschaftsorientierter Freiraumaneignung und –nutzung. Dipl. Arb., Univ. für Bodenkultur Wien 2000.

Pasquali, Michela: Loissaida. NYC community gardens. Mailand 2006.

Rolshoven, Johanna: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und ‚sozialer Bewegung‘. In: Waltraud Kokot, Thomas Hengartner und Kathrin Wildner (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme (= Kulturanalysen, Bd. 3). Berlin 2000, S. 107-122.

Rolshoven, Johanna: Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. In: Zeitschrift für Volkskunde, 99. Jg. 2003, S. 189-213.

Rosol, Marit: Gemeinschaftsgärten in Berlin. Eine qualitative Untersuchung zu Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem Hintergrund des Wandels von Staat und Planung. Diss., Univ. Berlin 2006.

Schmidt, Franz: Der Schrebergarten als kultureller Faktor. Ein Überblick über das Kleingartenwesen von seinen Anfängen bis in die heutige Zeit unter besonderer Berücksichtigung des Raumes Wien. Diss., Univ. Wien 1976.

Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: die Kunst des Reden-Lassens. In: Silke Götsch und Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2007<sup>2</sup>, S.169-188.

Schmidt-Lauber, Brigitta: Feldforschung. Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung. In: Silke Götsch und Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2007<sup>2</sup>, S. 219-248.

Schroer, Markus: Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt/Main 2006.

Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (= Georg Simmel. Gesamtausgabe, Bd. 11). Frankfurt/Main 1992.

Stone, Edie: Community Gardening in New York wird zur politischen Bewegung. In: Elisabeth Meyer-Renschhausen (Hg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit (= Frauen, Gesellschaft, Kritik, Bd. 35). Herbolzheim 2002, S. 159-177.

Taborsky, Ursula: Naturzugang als Teil des Guten Lebens. Die Bedeutung interkultureller Gärten in der Gegenwart. Frankfurt 2008.

Tessin, Wulf: Der Traum vom Garten – ein planerischer Albtraum? (= Europäische Hochschulschriften Reihe XLII, Bd. 14). Frankfurt/Main 1994.

Tinnefeld, Marie-Theres: Privatheit, Garten und politische Kultur. Einführende Gedanken. In: Siegfried Lamnek und Marie-Theres Tinnefeld (Hg.): Privatheit, Garten und politische Kultur. Von kommunikativen Zwischenräumen. Opladen 2003, S. 18-25.

Werner, Karin: Interkulturelle Gärten als Sozialräume der Mikro-Integration (= Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit, Bd. 6). München 2008. Hier zitiert nach: [http://www.stiftung-interkultur.de/werner\\_mikro.pdf](http://www.stiftung-interkultur.de/werner_mikro.pdf) (Zugriff am 16.11.2008).

Zerboni di Sposetti, Maria-Theresia von: Il Giardino Secreto. Der Garten am Haus als Ort schöpferischer Einsamkeit und freier Kommunikation. In: Siegfried Lamnek und Marie-Theres Tinnfeld (Hg.): Privatheit, Garten und politische Kultur. Von kommunikativen Zwischenräumen. Opladen 2003, S. 214-236.

### **Internet-Verweise:**

<http://www.gartenpolylog.org> (Zugriff am 11.12.2008).

[http://www.paris.fr/portail/Parcs/Portal.lut?page\\_id=8340](http://www.paris.fr/portail/Parcs/Portal.lut?page_id=8340) (Zugriff am 11.12.2008).

<http://www.selbsternte.at> (Zugriff am 16.10.2008).

<http://www.stiftung-interkultur.de/aufpro.htm> (Zugriff am 9.7.2008).

### **Andere Quellen:**

Beobachtungsprotokolle von 12.6.2008 bis 19.8.2008

Interview vom 15.8.2008 mit Nadja Madlener.

### **Abbildungsverzeichnis:**

Abb. 1: „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“, S. i, (Privatfotografie).

Abb. 2: Informationstafel zum „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“, S. 20,  
([www.gartenpolylog.org](http://www.gartenpolylog.org) Zugriff am 12.12.2008).

Abb. 3: „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“, S. 60, (Privatfotografie).

## Danksagung

Danke an alle FreundInnen und KollegInnen, die mir im Prozess des Zustandekommens dieser Arbeit hilfreich zur Seite gestanden sind – sowohl in Form von inspirierendem Austausch bei Themenwahl, Feldforschung und während des Schreibens, als auch in Form moralischer Unterstützung.

Für die tolle Betreuung, hilfreiche Anregungen und Ideen möchte ich Klara Löffler danken.

Meinen Eltern danke ich für ihre unablässige Unterstützung bei all meinem Tun.

Bei Alexander Jais bedanke ich mich für das wiederholte Motivieren und das geduldige Ertragen meiner Launen.

Ganz besonders danken möchte ich Nadja Madlener und den GärtnerInnen des „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“, die mir einen Einblick in ihr Tun im Garten gestatteten und die durch ihre Auskunftsbereitschaft diese Arbeit erst ermöglichten.

## Lebenslauf

Bettina Kletzer

Geb. am 16. April 1982 in Mistelbach

Österreichische Staatsbürgerschaft

### *Ausbildung*

2001           Diplom- und Reifeprüfung (HBLA für Tourismus, 1210 Wien)

seit 2004       Studium der Europäischen Ethnologie (Universität Wien)

### *Ausstellung*

Mitarbeit an Entwicklung, Planung und Realisierung der Ausstellung  
„Zeit.Raum.Beziehung: Menschen und Dinge im Konzentrationslager“, vom  
6.11.2007 – 27.1.2008 in der Gedenkstätte Dachau und vom 10.4.2008 – 14.9.2008 im  
Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien. (Studienprojekt am Institut für  
Europäische Ethnologie der Universität Wien unter der Leitung von Dr. Michaela  
Haibl)

### *Veröffentlichung*

(in Zusammenarbeit mit Judith Punz) „Die Jacke mit dem Winkel hab’ ich mir  
aufgehoben als Souvenir.“ Vom Umgang mit Erinnerungsobjekten aus dem  
Konzentrationslager Dachau. In: Michaela Haibl (Hg.): Zeit.Raum.Beziehung.  
Menschen und Dinge im Konzentrationslager Dachau. Wien 2007.

### *Volontariate*

Juli – August 2007   Österreichisches Museum für Volkskunde (1080 Wien)

Februar 2009        Österreichisches Volksliedwerk, Archiv (1010 Wien)

### *Tutorium*

WS 2008            Proseminar Wissenschaftliches Arbeiten (unter der Leitung von  
Dr. Herbert Nikitsch), Institut für Europäische Ethnologie der  
Universität Wien.

## Abstract

Die Diplomarbeit behandelt anhand eines konkreten Projekts eine noch relativ neue Form städtischer Freiräume: Gemeinschaftsgärten. Sie werden charakterisiert als kollektiv genutzte Anlagen in städtischem Umfeld, die Platz für gemeinsame Gartenarbeit und gemeinsames Verweilen sein sollen.

In den 1970er Jahren entstanden in New York die ersten Community Gardens, indem BewohnerInnen benachteiligter Stadtteile brachliegende Grundstücke von Müll befreiten und begrünt. Die Idee fand viele Nachahmer und verbreitete sich weltweit. Je nach Ausgangslage entstanden und entstehen verschiedene Gemeinschaftsgarten-Projekte, von denen charakteristische Formen (Community Gardens, City Farmen und Interkulturelle Gärten) vorgestellt werden. Der wissenschaftliche Diskurs zur Thematik gestaltet sich vielseitig und interdisziplinär. Anhand einer Untersuchung von Texten, deren AutorInnen sich sowohl theoretisch als auch praktisch mit Gemeinschaftsgärten beschäftigen, wird Einblick gegeben in das Diskursfeld zwischen Forschung und angewandter Wissenschaft.

Im Zentrum der Arbeit steht Wiens in dieser Form erster Gemeinschaftsgarten: der „Nachbarschaftsgarten Heigerlein“. Mit der Untersuchung des Projekts soll gezeigt werden, wie spezifische Entstehungsbedingungen und Intentionen zu dem schließlich realisierten Nachbarschaftsgarten führten. Anhand einer ethnographischen Beschreibung des Raumes, mittels einer Kombination aus Beobachtung und Gesprächen mit NutzerInnen des Gartens, wird dem Alltag in der gemeinsam genutzten Anlage nachgespürt. Aspekte der Raumeignung fließen dabei ebenso in die Untersuchung mit ein, wie Fragen nach Abgrenzung, Kommunikation und sozialer Interaktion – sowohl innerhalb des Gartenzaunes als auch darüber hinaus. Um die wechselseitige Wirkung von räumlichen Strukturen des Nachbarschaftsgartens und dem Handeln der hier Agierenden zu verdeutlichen, werden schließlich die Ergebnisse der Feldforschung mit raumtheoretischen Überlegungen verknüpft.